

RSHA

36

3

Centered

3-18

(the above is digit)

1

Bk

Centered

63 s.

2

Angel Wank

Vererbungswissenschaft /Genetik/ und
Bolschewismus.

Publikation

Die Aufgabe, die Beziehungen bestimmter bolschewistischer Thesen und genetischer Kenntnisse darzustellen, scheint zunächst kaum lösbar. Die Schwierigkeiten, bolschewistische Literatur zu erhalten, die in einer Beziehung zu obigem Thema steht, wurden durch die Hilfe des Haupteinsatzführers R u d o l p h und meines Mitarbeiters Professor M. W e t u c h o w weitgehend behoben, und ich möchte auch an dieser Stelle dem Einsatzstab, Reichsleiter Rosenberg für die besetzten Gebiete, Stabsführung I/4 meinen Dank für die tatkräftige Unterstützung aussprechen. Die Übersetzung und Durcharbeitung auch nur der wichtigsten Schriften ist aber noch nicht im entferntesten beendet. Infolgedessen kann dieser Vortrag nur ein erster Versuch sein, einige der wichtigsten Beziehungen blosszulegen. Dazu kommt, dass den meisten Menschen die grundlegenden biologischen Kenntnisse fehlen. Ebenso aber, wie ohne die Kenntnis der wichtigsten mathematisch-physikalischen Grundlagen die Quantenphysik sowohl in ihrer naturwissenschaftlichen, wie auch philosophischen Bedeutung unverständlich bleiben muss, muss ich, um das Thema fruchtbar anzugeben, zunächst einmal einige genetische Ergebnisse sachlich herausstellen. Ich betrachte es aber nicht als meine Aufgabe, die Erkenntnisse der Genetik in einem Kurzreferat zu vermitteln.

Die 1. Frage ist die nach dem eigenen Standpunkt.
Wie sind Individuum und Individuengemeinschaft miteinander verknüpft?

Eine Klärung dieser Frage kann nur erfolgen, wenn wir den Organismus aus seinem historischen, d.h. entwicklungsgeschichtlichen Werdeprozess und aus der Kenntnis gleicher oder ähnlicher Prozesse der Gegenwart und der

Vergangenheit zu verstehen versuchen. Die biologische Forschung lehrt nun, dass alle Lebensabläufe, die zu unserem augenblicklichen Erscheinungsbild führen, das Ergebnis entwicklungsgeschichtlicher Prozesse sind, dass wir eingereiht sind in eine Vielheit gleicher bis ähnlicher Vorgänge. Im gewissen Sinne stellen wir nur eine Besonderheit in einer Vielheit ähnlicher Abläufe dar. Wobei jeder dieser besonderen entwicklungsgeschichtlicher Prozesse ihm vorausgehende umschliesst, und von ihm folgenden umschlossen wird. Es steht ausser Frage, dass bei der Untersuchung dieses ganzen Fragekomplexes die Genetik ein entscheidendes Wort mitzusprechen hat.

II. wollen wir die Vorgänge kennenlernen, die zu einer Rassen- und Artbildung führen, m.a.W. wie entsteht eine Gemeinschaft gleicher oder ähnlicher Individuen? Sind Rasse und Art natürliche Einheiten, und liegt es in unserer Macht durch Ausseneinflüsse das Erbbild der Individuengemeinschaften zu ändern? Ist die Anpassung der Lebewesen an die Umwelt ein willkürlich zu beeinflussender Vorgang, oder das Ergebnis ausserhalb unserer Einflussnahme liegender Prozesse? Alle diese und ähnliche Fragen können nur durch die genetischen Untersuchungen geklärt werden.

III. sollen schliesslich ^{den} allgemein gültigen genetischen Erkenntnissen die sowjetrussischen Folgerungen gegenübergestellt werden.

I.

Jedes Leben, Wachsen und sich in die Welt fügen ist nur möglich, wenn die Fähigkeit vorhanden ist, Reize zu beantworten, und jeder neue Organismus entsteht aus der Vereinigung einer väterlichen und mütterlichen Keimzelle. Bei einem Vergleich der Merkmale und Fähigkeiten zeigen sich Ähnlichkeiten zwischen der Kindes- und Elterngeneration. Diese Ähnlichkeiten entstehen, weil die Entwicklung vom befruchteten Ei bis zum Tode beide Male in ähnlichen Rhythmen abläuft. Dabei vollzieht sich die Festlegung des Schicksals jedes Keimteiles mit Rücksicht auf den ganzen Organisationsplan, und die anfänglich

grosse Reaktionsbereitschaft nimmt mit der fortschreitenden Festlegung des Keimschicksals ab.

Die Fähigkeit der Reizbeantwortung wird also immer mehr eingeengt, und nach der endgültigen Anlage der Organe besteht nur noch ein beschränktes Regulationsvermögen, und von bestimmten Determinationspunkten ab ist die Entwicklung nicht mehr beeinflussbar, und Verschiedenheiten in dem Organisationsgefüge führen zu den verschiedenen lebenden Organismen. Das bedeutet, dass die Vorgänge für Individuen der gleichen Art deshalb gleich sind, weil

1. die Nachkommen von den Vorfahren dieselbe Art und Weise der Reizbeantwortung geerbt haben, und
2. weil die Art und Weise der Reize selbst gleich ist. M.a.W. die Übereinstimmung der Umweltreize und der Ansprechbarkeit zwischen Kindes- und Elterngeneration entscheidet über den Ähnlichkeitsgrad beider. Und vererbt wird die Reaktionsnorm, die die Fähigkeit des Reagierens und den Grad der Reizansprechbarkeit in den Nachkommen festlegt.

Der Beginn der eigentlichen Vererbungswissenschaft ist an den Namen M e n d e l geknüpft. Mendel beschränkte sich als Erster auf ein leicht unterscheidbares Merkmalspaar und verfolgte dessen Weg durch mehrere Generationen hindurch. Dabei kam er zu der Feststellung, dass für die Anlagenbildung Faktoren verantwortlich sein müssen, die unverändert von Generation zu Generation weitergegeben werden. Es zeigt sich, dass bei einer Verschiedenheit beider Eltern in einer bestimmten Erbanlage, die Kinder entweder das überdeckende /dominante/ Merkmal, oder eine zwischen den Eltern stehende neue Form ausbilden. Die Ausbildung richtet sich nach dem Wirkungsverhältnis der Erbfaktoren zueinander, von denen die eine Hälfte vom Vater, die andere von der Mutter überkommen ist. Der Erbfaktorenbestand bildet also eine Wirkungsgemeinschaft, in der im einfachsten Falle durch die Wirkung zweier homologer Erbfaktoren /des väterlichen und des mütterlichen/ die Ausbildung eines bestimmten Merkmals in den Nachkommen bedingt wird.

In der nächsten, der Enkelgeneration, trennen sich die Erbfaktoren oder Gene wieder rein voneinander, so dass neue Kombinationen entstehen können. Diese Experimente gipfeln in der Aufstellung der sog. M e n d e l - s c h e n Gesetze: In dem Gesetz der Uniformität der 1. Bastardgeneration, dem Gesetz der Aufspaltung der Gene in der 2. Generation und dem Gesetz der Neukombination.

Die Entwicklung geht so vor sich, dass die spezifische Erbfaktoren-Wirkungsgemeinschaft, die wir Genotypus nennen, auf cytoplasmatische Bestandteile der Eizelle, das Substrat wirkt. Und aus der relativ einfachen Struktur der Eizelle entsteht durch den Entwicklungsvorgang ein komplizierteres Beziehungsschema spezifisch verschiedener Keimteile. Jeder neue Entwicklungsschritt setzt wiederum andere Genwirkungen in Gang, um schliesslich mit der Organbildung zu enden. Mit der Fertigstellung der Merkmalsmannigfaltigkeit eines Individuums tritt aber kein Stillstand ein, es folgen die Wachstums-, Reifungs- und Altersprozesse, die ebenfalls innerhalb bestimmter, durch die Erbfaktoren bedingter Grenzen ablaufen. Während sich ⁱⁿ der Individualentwicklung die Zusammensetzung des Erbfaktorenbestandes nicht ändert, ändert sich laufend das Substrat, auf das die Gene wirken. Dabei werden bei jeder Eigenschaftsbildung aus der Vielfalt der Umweltreize diejenigen aufgenommen, die dem jeweiligen Entwicklungszustand gemäss sind. Und trotz eines gleichen Genotypus wird, schon wegen der Veränderlichkeit der Umwelt, die Merkmalsausprägung variieren.

Unter Umwelt ist nicht nur die Welt ausserhalb des Organismus zu verstehen, sondern alle ausserhalb eines jeden sich entwickelnden Keimteilsystems liegenden Einflussmöglichkeiten. Wie verschieden z.B. Wärme und Kälte auf Entwicklungsabläufe wirken, ist jedem bekannt. Es ist auch verständlich, dass die einzelnen Gewebssysteme in einem Keim nicht beziehungslos wie Mosaiksteinchen

nebeneinanderliegen. Alle Umwelteinflüsse werden modifizierend auf das jeweilige Reaktionssystem wirken. Und bei einer normalen erblichen Reaktionsnorm bestehen viele, bei einer beschränkten wenige Möglichkeiten der Ausprägung.

Ein kompliziertes Zusammenspiel von Genotyp, Substrat und Umwelt ergibt also das Erscheinungsbild, das nicht gleichbedeutend mit dem Erbbild ist. Es tritt keine Vermischung der Erbfaktoren ein, sondern die Erbfaktoren bestehen rein und unverändert nebeneinander. Es ist nun notwendig, die Wirkungsweise der Erbfaktoren zu erkennen. Wir kennen eine genügende Anzahl genetischer Versuche, in denen es möglich ist, einen Dominanzwechsel der Genwirkungen durch Umweltbedingungen zu erzeugen. D.H. wir können vorsätzlich auf einen bestimmten Prozess der Individualentwicklung, der durch zwei homologe Erbfaktoren gelenkt wird, so einwirken, dass bei einer Verschiedenheit der homologen Gene entweder nur das eine, oder nur das andere, oder beide Gene in einer Zwischenform zur Auswirkung kommen. Dadurch sind wir imstande, durch Ausseneinflüsse verschiedene Möglichkeiten des Genotypus zu realisieren. Das bekannteste Beispiel hierfür ist das der *Primula sinensis rubra*, die im Kalt- und Warmhaus verschieden, rot oder weiss blüht. Vererbt wird die Art und Weise der Reaktion auf Temperatureinflüsse. Die kritische Periode der Beeinflussung liegt 3-5 Tage vor dem Aufblühen. Die erbliche Reaktionsnorm lässt beide Möglichkeiten /warm und feucht ≠ weiss, kalt=rot/ zu. Dar Erbe stellt bestimmte Forderungen an die Umwelt, damit die eine oder andere Möglichkeit verwirklicht wird.

Es ist für den Menschen bewiesen, dass die Gesetze, die wir im Tier und Pflanzenexperiment gefunden haben, auch für ihn gelten, und dass manche Merkmale in ihrer Entwicklung umweltunabhängiger sind als andere. Wir sind in der Lage, durch die Beeinflussung eines bestimmten Entwicklungsstadiums, den Organismus zu der Entwicklung einer Eigenschaft zu bringen, die sich ohne das Vorhandensein dieses Umweltfaktors niemals entwickelt hätte. Dabei muss aber die Gesamtreaktionsnorm des Organismus, die durch die Erbfaktoren festgelegt ist, eine solche Verschiebung der Entwicklung zulassen.

Die Forschung hat uns gelehrt, dass wir die Bedeutung der Genwirkung überhaupt nicht überschätzen können, da alle Umweltwirkungen, wie wir sie in Form der Modifikation sehen, nie von sich aus ohne die Mitwirkung des Erbes in Erscheinung treten. Ein alltägliches Beispiel wäre folgendes: Setzen sich eine Anzahl Menschen für dieselbe Zeit einer intensiven Sonnenbestrahlung aus, so wird der Grad der Bräunung jeweilig verschieden sein, weil die ererbten Reaktionsnormen verschieden sind. Darüber hinaus wechself auch individuell die Reaktionsnorm mit dem Alter. Alle Untersuchungen sprechen für die Annahme, dass durch Umweltwirkungen, wenn sie nur während eines bestimmten sensiblen Entwicklungsstadium erfolgen, latente, in der ererbten Reaktionsnorm gewissermassen schlummernde Möglichkeiten ausgelöst werden. Ursprünglich ist jeder Formbildungsprozess auf eine mannigfaltige Weise in seiner polaren Ausrichtung beeinflussbar. Später tritt in der Entwicklung eines bestimmten Merkmalsmusters eine Spezialisierung ein. Und wenn der Organismus sein für eine bestimmte erwünschte Organenentwicklung sensibles Stadium durchlaufen hat, ist es unmöglich, durch Umweltfaktoren die gewünschte Eigenschaft hervorzurufen. Das gilt für morphologische, physiologische und psychische Eigenschaften. Durch das Erbe werden die Grenzen der überhaupt möglichen Entwicklung fixiert, und erblich fixiert ist auch die

Zeit der Ansprechbarkeit des Organismus auf die auslösenden Umwelteinflüsse. Und wie unter natürlichen Bedingungen ein Fluss in der Mitte seines Bettes das meiste Wasser führt, so wird auch bei der Merkmalsausprägung der Mittelwert häufiger sein, als die Grenzwerte. Zu diesen und vielen anderen Aussagen ist der Vererbungsforscher durch die quantitative Auswertung seiner Experimente gekommen. Die Voraussetzung in all diesen Fällen ist, dass

- 1./ die Erbfaktoren als konstante und konkrete Wesenseinheiten anzusehen sind, und
- 2./ die Verteilung der Erbfaktoren immer den Gesetzen des Zufalls, d.h. den Wahrscheinlichkeitsgesetzen gehorcht.

Nun ist es eine Tatsache, dass erbliche Änderungen der Anlagen - wir nennen sie Mutationen - sowohl aus unbekannt^{Centered}en Ursachen, wie auch als Antwort auf bekannte Aussenreize mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit auftreten müssen. Diese Mutationen sind Störungen im molekularen Atomaufbau der Erbfaktoren, die durch Energiezufuhr bewirkt werden. Welcher einzelne Erbfaktor, und wann er von einer solchen Änderung betroffen wird, ist nicht voraussagbar. Unter der Mutationswahrscheinlichkeit eines Genes verstehen wir, dass von einer bestimmten Anzahl Keimzellen eine die Mutante trägt. So mutiert z.B. das Gen, das beim Menschen die normale Blutgerinnung verhindert /Hämophilie/ in etwa 1-2 von 100 000 Keimzellen. Dabei können viele Male 100 000 Keimzellen keine Mutante tragen, um dann vielleicht mehrere zu zeigen. Wenn dagegen die Anzahl aller mutierten Keimzellen durch die der normalen geteilt wird, erhält man den bestimmten Mutationsprozentsatz.

Eine Voraussage auf Grund statistischer Gesetze kann nie etwas Definitives über das Schicksal des Einzelgeschehens aussagen, sondern sie gibt für das Einzelge-

schehen nur den Grad der Wahrscheinlichkeit an, mit dem das Ergebnis eintrifft. Da ein, von der Summe gleicher oder ähnlicher Vorgänge losgelöstes Einzelgeschehen undenkbar ist, müssen innerhalb bestimmter Grenzen unabänderliche Ereignisse eintreten, die für das betroffene Individuum den Anschein eines blinden Zufallsgeschehens tragen. Sobald aber das Individuum als ein nur im Rahmen des Ganzen deutbarer Teil angesehen wird, muss mit der vorausgesagten Wahrscheinlichkeit bei einer bestimmten Anzahl von Individuen das Ereignis eintreten. Nur bei w e m es eintritt ist nicht voraussagbar.

Die Mutationsversuche haben eindeutig bewiesen, dass ein Gen ein monomolekularer Atomverband ist, und dass qualitative Verschiedenheiten in der atomaren Struktur der einzelnen Gene bestehen.

II.

Die Methoden der Vererbungsforschung ermöglichen es uns auch, die Faktoren zu analysieren, die für das Angepasstsein der Art an ihre Umwelt sorgen. In dem Wechselspiel zwischen Erbanlage und Umwelt s c h a f f e n die Erbanlagen die Gesamtheit der Entwicklungsmöglichkeiten, während die Umwelt die den einzelnen Teilen zukommende Bedeutung verwirklicht. Damit können die Einzelwesen nur bestimmte, ihrer erblichen Reaktionsmöglichkeit entsprechende Teilausschnitte der Aussenwelt aufnehmen. Jedes Lebewesen hat damit eine auf sein eigenes Selbst bezogene Umwelt. Die Besonderheiten der Umweltsprechbarkeit sind durch den erblichen Bauplan des Individuums festgelegt /Forderungen des erblichen Bauplanes an die Umwelt/. So reagieren ja auch z.B. die Menschen je nach ihrer erblichen rassischen Struktur verschieden auf die gleichen Umwelteinflüsse. Gegen Malaria sind hellhäutige, nordische Typen weniger widerstandsfähig als die dunklen mediterranen Typen. Farbenblinde werden Gefühlsempfindungen nicht in der gleichen Weise wie Farbtüchtige in Farben ausdrücken

können, da ihnen das entsprechende Organ für eine Farbempfindung fehlt. Aber auch Musik, darstellende und bildende Kunst hinterlassen oder erwecken in rassisch verschiedenen Typen verschiedene Eindrücke.

Ich will vor allem die gesetzmässige, erbliche **Z u s a m m e n s e t z u n g** gleicher oder ähnlicher Individuengruppen in den Vordergrund stellen. Die **P l a s t i z i t ä t**, die **F ä h i g k e i t** einer **G e m e i n s c h a f t**, auf **v e r - s c h i e d e n e** **U m w e l t r e i z e** zu **r e a - g i e r e n**, beruht auf dem **V o r k o m - m e n** **v e r s c h i e d e n e r** **E r b a n l a g e n - t r ä g e r** in dieser betreffenden **G e m e i n s c h a f t**. Dadurch ist die Gemeinschaft in die Lage versetzt, mit jeweils verschiedenen Mitgliedern über die normale Reaktionsbereitschaft hinausgehende Reize der Umwelt zu beantworten.

Wie entstehen nun ^{Centered} solche Kreuzungsgemeinschaften? Nehmen wir für die Vorgänge der Rassen- und Artbildung eine Zweiphasen-Entwicklung an, so können wir nach unseren bisherigen Kenntnissen sagen, dass in der ersten Phase, der Rassenbildung die Veränderlichkeit der Erbfaktoren, und die Vorgänge, die zu einer räumlichen Isolierung führen, die wichtigsten Faktoren sind.

Mutationen~~en~~ werden immer mit der jedem Erbfaktor eigenen Wahrscheinlichkeit auftreten. Ist eine neue Mutante entstanden, so wird die Wahrscheinlichkeit, dass sie auf die nächste Generation übertragen wird, ebenso gross wie die, dass sie verlorengeht.

Dass ein Individuum einer x. Generation eine rezessive Merkmalsabänderung zeigt, wird wiederum nur dann eintreten, wenn es zwei für dieses mutierte Gen mischerbige Eltern besitzt. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich in einer Gemeinschaft gerade zwei solche Eltern treffen, hängt wiederum von der Grösse der Paarungsgemeinschaft und dem Grad der sexuellen Affinität ab,

die jeder Vertreter des einen zu jedem Vertreter des anderen Geschlechts zeigt.

Wenn wir die harmonische Abgestimmtheit des individuellen Systems ausser Ansatz lassen und von dem zufälligen Verlorengelassen oder Aufbewahrtwerden absehen, ist das Sichdurchsetzen eines neu entstandenen Merkmals, wiederum abhängig von dem Vorteil oder Nachteil, den diese neue Anlage dem Merkmalsträger gegenüber den "normalen" Mitgliedern im Angepasstsein an die Umwelt bietet. Und auch nur ein geringer Auslese- oder Selektionsvorteil führt mit einer vorausberechenbaren Wahrscheinlichkeit zu dem Verdrängen der alten "bis dahin normalen" Form durch die neue.

Überblicken wir kurz diesen skizzierten Werdegang einer Rassenbildung, so wird es uns bewusst, dass am B e g i n n e i n e U n g l e i c h h e i t d e r e i n z e l n e n M i t g l i e d e r e i n e r G e m e i n s c h a f t s t e h t, die durch die T e n d e n z z u r V e r ä n d e r l i c h k e i t d e r l e b e n d e n F o r m g e w ä h r l e i s t e t wird. Und da erst eine von der Grösse der Paarungsgemeinschaft abhängende Anzahl von Merkmalsüberträgern vorhanden sein muss, ehe das Merkmal in dem einen oder dem anderen Individuum in Erscheinung tritt, haben wir gewissermassen ein R e s e r v o i r verschiedener, durch mischerbige Individuen übertragener, neuer Erbanlagen vorliegen.

Das Material für dieses Reservoir liefern die dauernd neu entstehenden Mutationen, die jede morphologische, physiologische und psychologische Eigenschaft betreffen können. Dadurch hält, sinnbildlich gesprochen, das Reservoir für jede mögliche Umweltänderung die entsprechende Antwort bereit. Und in dem, notwendigerweise harmonischen Zusammenpassen zwischen Umwelt und in diesen Umweltbedingungen lebenden Individuen, werden sich nur die Merkmale mit einer berechenbaren Wahrscheinlichkeit durchsetzen, die einen Auslesevorteil bedeuten. Alle anderen werden ausgemerzt.

Das zweite rassenbildende Moment sind getrennte Räume. Zu den zwei getrennten Siedlungsräumen führt nicht nur das geographische Auseinanderreißen des ursprünglichen Lebensraumes der Gemeinschaft, auch der sog. Wandertrieb führt zu einer räumlichen Isolierung. Durch das Bestehen verschiedener Vermehrungsraten kann zudem das Material geliefert werden, das für die Entwicklung einer neuen Rasse oder Art von Bedeutung wird. Sobald aber eine Aufteilung eines ursprünglich einheitlichen Siedlungsraumes in isolierte Teilräume eingetreten ist, muss wiederum mit einer errechenbaren Wahrscheinlichkeit in diesen getrennten Teilpopulationen jeweils eine neue Erbanlagengemeinschaft entstehen, weil die Durchmischung verhindert ist, und die Umwelten niemals identisch sind. Und ebenso wie die Veränderlichkeit der lebenden Form ein Naturgesetz ist, gehen in natürlichen Bedingungen immer Prozesse vor sich, die zu einer Veränderung oder Aufspaltung des alten Siedlungsraumes führen.

In der zweiten Phase, in der Artbildung, spielen nachweislich die verschiedensten physiologischen Isolationsfaktoren die beherrschende Rolle. Sobald ein physiologischer, genbedingter Isolationsmechanismus entstanden ist, werden sich die Vertreter verschiedener Arten unter natürlichen Bedingungen auch dann nicht vermischen, wenn nachträglich die geographische Trennung aufgehoben wird. Zu den physiologischen Isolationsmechanismen gehören z.B. die sexuelle Anziehung der Geschlechtspartner, Lebensfähigkeit der Bastardformen bzw. der Bastardnachkommen, physiologische Verhinderung der Befruchtung und vieles andere mehr.

Wir können demnach folgendes feststellen: Jede Rasse oder Art ist ein Anpassungskomplex, der mit den für ihn typischen Merkmalen in bestimmte Umweltnischen passt, die von denen verschieden sind, welche von einer anderen Rasse oder Art eingenommen werden. Der Anpassungswert ist nie durch einen oder eine bestimmte Anzahl von Erbfaktoren bestimmt, sondern der Anpassungswert ist eine Eigentümlichkeit des Gesamterbanlagebestandes. Zudem ist der Anpassungskomplex nur solange mit

seiner Umwelt nische abgestimmt, als sein historisch entwickeltes Muster, oder das der Umwelt innerhalb natürlicher Variationsgrenzen unverändert bleibt.

Die Zugehörigkeit eines einzelnen Individuums zu einer Gemeinschaft hängt ihrerseits ab von der Ähnlichkeit des Erbanlagebestandes dieses Individuums mit dem der einen bestimmten Wohnraum besiedelnden Gemeinschaft. Und trotz vieler Einzelabweicher wird der augenblickliche Typus der Wohngemeinschaft bestimmt durch die Vertreter der grössten Häufigkeitsklasse. Das zukünftige Bild einer Gemeinschaft wird aber bei natürlichen Bedingungen durch die Erbvarianten bestimmt, die auf die Anforderungen des Morgens besser ansprechen. Jede von diesen muss sich mit einer gesetzmässigen Wahrscheinlichkeit durchsetzen, da sie im harmonischen Abgestimmtsein jedem Vertreter der alten "Normalklasse" überlegen ist. M.a.W. die stetige Veränderung der Umwelt führt bei den Gemeinschaften, die nicht erstarrt sind, dazu, dass die immer wieder entstehenden neuen Varianten das Bestehen der Art auch dann garantieren, wenn die "Normalvertreter" den neuen Bedingungen nicht mehr voll genügen. Dann, und im Falle einer Ausbreitung des Siedlungsraumes gewährleistet das Vorhandensein der, durch Mutation neu entstehenden Varianten das Bestehen der Art.

Es ist eine Erfahrungstatsache, dass die Erbanlagenänderungen alle physischen und psychischen Merkmale eines Organismus betreffen können. Und wenn wir berücksichtigen, dass jede Merkmalsabänderung auftreten kann und immer wieder im Laufe der Generationen auftreten muss, und dass die Umwelt einem ständigen Änderungsprozess unterworfen ist, so wird wegen der Vielzahl der Umweltbedingungen nach den Gesetzen des Zufalls die Anpassung gewährleistet sein. Statt Spekulationen und Vermutungen über die Rolle des Willens bzw. der Umwelt,

die über die Körperzellen auf die Erbanlagen als Anpassungskraft wirkt, können wir nach unseren Erkenntnissen die Frage nach der Ursache der Anpassung folgendermaßen beantworten: Die neue Harmonie entsteht auf Grund des dauernden Entstehens von Abänderungen durch das zufällige Zusammentreffen von passenden Umwelt- und Individualmerkmalen. Und es erweist sich als eine Erfahrungstatsache, dass unter natürlichen Bedingungen nur die Best-Angespannten überleben.

An dieser Stelle sei die Frage beantwortet: Was ist eine Rasse, was ist eine Art? In beiden Fällen wird die Antwort des Genetikers nicht zur Aufstellung statistischer Einheiten führen, sondern zu einer dynamischen Natur beider Begriffe. Eine Rassenbildung beginnt damit, dass in einem Teil einer Gemeinschaft ein oder mehrere Gene häufiger werden als in einem andern Teil. Beim ungehinderten Fortschreiten der Differenzierung wird schliesslich ein Unterschied in der Häufigkeitsverteilung bestimmter Gene zwischen verschiedenen Individuengruppen entstehen. Zusätzlich entwickeln sich Mechanismen, die eine Vermischung dieser Gruppen verhindern. Je weiter dieser Isolierungsprozess fortschreitet, desto weitergehend wird die Trennung zwischen den Rassen. Ist die Trennung der Rassen vollständig, dann sind getrennte Arten entstanden.

Eine Art ist eine Individuengruppe in dem Stadium, in dem auch bei gemeinsamen Lebensraum aus physiologischen Ursachen keine Vermischung mit der anderen Individuengruppe eintritt bzw. in dem das Aufkommen von Bastardpopulationen unter natürlichen Bedingungen nicht stattfindet.

Beide Male ist das Ergebnis einer Rasse- oder Artbildung die harmonische Einpassung in einen Lebensraum. Beidemale wird das Bestehen einer Rasse oder Art durch die dauernde Veränderlichkeit des Erbes und der Umwelt garantiert. Die Seltenheit dieser Änderungen und ihr Zufallscharakter täuscht uns eine Konstanz vor.

Statisch
dynamisch

III.

Nach diesen sehr rohen Ausführungen über die tatsächlichen Kenntnisse, die wir über die Individualentwicklung, die Konstanz der Gene und die Rassen- und Artbildung haben, sei unserer Anschauung die der Bolschewisten gegenübergestellt. Rein geschichtlich möchte ich dabei vorausschicken, dass zunächst einmal nach der bolschewistischen Revolution keinerlei Anzeichen dafür vorhanden sind, die auf eine Knebelung des biologischen Forschens hindeuten. Im Gegenteil! Wir finden, dass experimentell genetische Institute, die sich die Erforschung der Genwirkung, der Mutation, der Einflüsse der Selektion, usw. zur Aufgabe gemacht haben, wie die Pilze aus der Erde schießen, und wenn man auch kleinere Laboratorien dazuzählt, dass in der Sowjetunion weit über 100 Einzellaboratorien sich mit vererbungswissenschaftlichen Fragen befassen. Die Ergebnisse der cytologischen Forschung, der theoretischen Genetik und der Züchtungsforschung hielten sich in durchaus sehr günstigen Grenzen, vor allem wenn man berücksichtigt, dass eine vererbungswissenschaftliche Tradition bei den Russen bis 1917 nicht bestand.

Erst durch die Übernahme der Macht durch Stalin geschah hier ein grundlegender Wandel. Durch die Zentralstelle der kommunistischen Partei wurde im Jahre 1930 an die wissenschaftlichen Institute der Auftrag gegeben, Versuche zu finden, die gegen die Konstanz der Rasse und für gelenkte Änderungsmöglichkeiten sprechen. Bis zum Jahre 1931 war der Name Lysenko, der heute eine so grosse Rolle spielt, völlig unbekannt. Beim Versuch, diesen Auftrag der Zentralstelle der Partei zu erfüllen, der bei allen Versuchsfeldern, Versuchsstationen und Hochschulen gemacht wurde - aus welchen Gründen brauche ich an dieser Stelle wohl nicht weiter auszuführen - stiess man auch auf die Versuche des wissenschaftlichen Assistenten Lysenko, der behauptete, durch einen Umwelteinfluss eine schnelle Beeinflussung des Erbbildes erhalten zu haben.

Maler!

1931

16

Die Versuche L y s s e n k o s gehen auf die seines Vaters zurück, der als Bauer in der Nähe von P o l - t a w a es verstanden hatte, durch geeignete Umweltbeeinflussungen beachtliche Züchtungserfolge in der Pflanzen- und Tierzucht zu erhalten.

Parallel zu diesem Auftrage der Zentralstelle der Partei beginnt um diese Zeit in der Sowjet-union ein Verschmelzungsprozess in der Weise, dass die Idee von "Dem Sowjetrussen" in immer grösserem Umfange praktisch verwirklicht wird. Auch aus den bisher vorliegenden Arbeiten ist nicht daran zu zweifeln, dass bewusst von der bolschewistischen Partei eine Durchmischung des gesamten, der U.d.S.S.R. angehörenden Volkdes - den Mongolen bis zu den sogenannten Slowenen, den Türken bis zu den Finnen - beabsichtigt war und ist. S t a l i n selbst erhebt im Jahre 1936 die Forderung, dass "das Sowjetvolk entstehen müsse". Er will die heterogene Masse zu einem Volk mit einheitlicher Sprache, Kultur, politischer und weltanschaulicher Ausrichtung e r z i e h e n.

Es entsteht der Begriff des "Sowjetpatriotismus". Im Jahre 1937 folgt das Umsiedlungsdekret. Das Ziel, die biologische Verschmelzung zu einem Sowjetvolk zu erreichen, wird immer offensichtlicher. In Westeuropa ist es den einzelnen Stämmen aus der Erfahrung heraus bewusst, dass trotz aller Berührungspunkte während der Jahrhunderte eine biologische Ungleichheit bestehen geblieben ist, und bleiben wird. Das Raumbewusstsein des Menschen, das Erkennen der eigenen, im historischen Werdeprozess entstandenen Umwelt, ist im Osten ~~vers~~ aber gänzlich verschieden von dem westeuropäischen.

Hier ist das Wissen von der eigenen harmonischen Einpassung in die Umweltnischen, dort das Verlieren im Grenzenlosen. Damit wird offenbar, dass der Bolschewismus sein Vorhaben verfolgen kann, ohne auf stärkeren Widerstand zu stossen, weil die Idee "des Sowjetbürgers" in dem grenzenlosen Raum der U.d.S.S.R. zu einer Sache des Glaubens, der Weltanschauung der Bewohner dieses Raumes gemacht werden kann. Wenn aber auch alle Hemmungen, die im Westen vorliegen, hier fortzufallen scheinen, so ist der Bolschewismus dennoch

das was ist
er nicht

genötigt, den ideologischen Begriff "des Sowjetmenschen" biologisch zu begründen. Und in dieser Zeit erhält L y s s e n k o Arbeitsmöglichkeiten, deren Ausmaß auch nicht auf amerikanische Verhältnisse übertragbar ist. Einige Angaben mögen dies belegen. 1925 beendete L y s s e n k o sein Studium an der Universität K i e w. Im Jahre 1931 ist er wissenschaftlicher Assistent an einer Versuchsstation in G a n d s j a, K a u k a - s u s. Im Jahre 1932 werden ihm $1/4$ ha für seine Kartoffelversuche, und schon 40 000 ha für seine Getreideversuche zur Verfügung gestellt; im Jahre 1937 sind es mehr als 100 000 ha für die Getreideversuche, und einige 10 000 ha für die Versuche mit Baumwollpflanzen. Im Jahre 1934 wird er stellvertretender Direktor des Selektionsinstituts in O d e s s a, im Jahre 1936 Präsident dieses Instituts. Im Jahre 1937 erfolgt zudem seine Ernennung zum Präsidenten der 1935 neugegründeten Akademie in Moskau, dem grössten Institut der U.d.S.S.R. für Landwirtschaft, Genetik, Selektion etc. Im Jahre 1938 erfolgt seine Wahl in den Zentralrat, er wird unter K a l i n i n Vizepräsident des Zentralrates, und erhält 1938 den Leninorden.

Bis zu dieser Zeit hatte man sich damit begnügt, den Menschen aus den biologischen Gesetzmässigkeiten herauszustellen, und den soziologischen Gesetzen, denen er unterliegt, ein Übergewicht zu geben. Man hatte sich weder dem Lamarckismus, den man als Idealismus verdammt, noch dem Mendelismus, den man als Mechanismus auch nicht gelten lassen wollte, hingegeben, man nahm seine Zuflucht zu dem sog. dialektischen Materialismus. Dieser ist biologisch gesehen weiter nichts, als die Annahme, dass nicht die Umwelt allein, oder das Erbe allein für das Werden einer Persönlichkeit gültig sind, sondern das gemeinsame Zusammenwirken beider.

Schon diese Formulierung beweist ein Missverstehen der Genetik. Wenn auch die Versuche an dem Standardobjekt, an der Fliege D r o s o p h i l a manchmal den Eindruck erwecken könnten, dass nur mechanische Gesetz-

mässigkeiten gesucht werden, und das Gewicht der Arbeit auf der Lokalisation der Erbfaktoren, der Bestimmung der Natur dieser Erbfaktoren als Moleküle liegt, darf man nie vergessen, dass wir es nur diesen Untersuchungen zu verdanken haben, wenn wir heute mehr über das Reaktionssystem: Erbe, Substrat und Umwelt, mehr über das Entstehen einer Persönlichkeit und einer Gemeinschaft wissen.

Vor allem ergab sich bei den Sowjets die Notwendigkeit, dem Begriff der "kollektiven Masse", der Gleichheit aller Sowjetbürger, eine biologische Grundlage geben. Es galt das Wissen von der natürlichen Kontinuität, von dem historischen Werden der verschiedenen Glieder der U.d.S.S.R. und das Streben nach dem nationalen Eigenleben der verschiedenen Volksteile durch "ein neues Wissen" von der schnellen Abänderbarkeit des Erbes, von der Möglichkeit der U m e r z i e h u n g, zu e i n e m biologisch gleichwertigen Typ zu ersetzen. Nicht nur: "Jedem das Gleiche", sondern auch: "Jeder der Gleiche". Einem oberflächlichen Beurteiler mag es erscheinen, dass ein gemeinsames Moment des Nationalismus und Bolschewismus die Aufgabe der Persönlichkeit zugunsten der Gemeinschaft sei. Beidemale ist das Individuum nur verständlich im Rahmen der Gemeinschaft.

Aus einem Gespräch, das in den U.S.A. zwischen russischen und amerikanischen Fachkollegen über diese Frage stattfand, erinnere ich mich, wie W a w i - l o f f, ein russischer Genetiker von Weltruf, der im Jahre 1936 noch Bewegungsfreiheit hatten, den sowjet-russischen Standpunkt etwa folgendermaßen definierte: "Wir sind ein Roggenfeld, in dem von staatswegen darauf geachtet wird, dass kein Halm aus diesem Feld herausragt". Oder wie vor kurzem mein ukrainischer Mitarbeiter Prof. W e t u c h o w sagte, der diese Formulierung aus der landschaftlichen Gebundenheit heraus, fast wortwörtlich auch zur Charakterisierung dieses Problems der Vermassung wiederholte: "Der Sowjetstaat hat kein Interesse daran, dass die Einzelpersönlichkeit in der

19

Masse kenntlich wird, und er sorgt dafür, dass alle diejenigen, die aus dieser Masse herausragen, in eine Schicht hineingelangen, für die gänzlich andere Gesetze gelten. Wenn sie sich nicht dieser Oberschicht fügen können oder wollen, oder von ihr verbraucht sind, werden sie ausgeschaltet". Damit hat der Sowjetstaat auch kein Interesse an einer Verbesserung des Erbgutes des einzelnen Mitgliedes der kollektiven Masse, er hat nur ein Interesse daran, dass die Masse, dass das Roggenfeld, ein möglichst gleichmässiges Aussehen hat. Für diese sowjetrussische Schicht gilt die These: "Gleichheit der Menschen". Damit ist anscheinend, gleichlautend den naturphilosophischen Thesen H e - g e l s, das Individuelle, nur das durch das Allgemeine erfasste und gestaltete Besondere. H e g e l sah aber zudem in dem Individuellen als Teil der wirksamen Ganzheit damit wiederum das Allgemeine. Oder genetisch ausgedrückt: Über die Tatsache hinaus, dass das individuelle Schicksal ein Resultat aller Lebensvorgänge ist, in die das Individuum gestellt ist, besteht die Tatsache, dass das Besondere gleichzeitig aktiv das Allgemeine, und über das Allgemeine wiederum sich selbst gestaltet.

Um seine Thesen biologisch zu untermauern, musste der sowjetrussische Staat nach Experimenten suchen, die beweisen, dass eine heterogene Gemeinschaft in einer bestimmten Richtung durch Ausseneinflüsse nicht nur modifikatorisch, sondern auch erblich gbeändert werden kann.

Die Versuche L y s s e n k o s zeigen, dass das Erscheinungsbild eines Individuums willkürlich, un in einer bestimmten Richtung abgeändert werden kann, wenn man ein bestimmtes sensibles Stadium spezifisch beeinflusst. L y s s e n k o war es durch die Beeinflussung der verschiedensten Entwicklungsstadien mit den verschiedensten Umweltfaktoren gelungen, viele Möglichkeiten zu realisieren, die in dem Organismus normalerweise nicht in Erscheinung traten. Soweit ist vom Standpunkt der Genetik nichts einzuwenden. Es ist kein Zweifel, dass im Genotyp mehr erbliche Mög-

20

lichkeiten vorhanden sind, als sie im Laufe der Generationen zum Vorschein gebracht werden, weil zu ihrer Realisierung nicht die geeigneten Umweltbedingungen aufgenommen werden konnten. Diese modifikatorische Beeinflussung des Individuallebens, die es sich zum Ziel setzt, bestimmte erwünschte Eigenschaften zu entwickeln, genügt aber noch nicht als Beweis für die These des Bolschewismus. Für ihn muss gleichzeitig mit der gerichteten modifikatorischen Abänderung bestimmter Eigenschaften, eine spezifische Abänderung des Erbes erfolgen. Wir kennen dieses Problem in der Genetik unter dem Schlagwort "Parallelmutation". Darunter verstehen wir, dass parallel zu der modifikatorischen Abänderung bestimmter Eigenschaften des Erscheinungsbildes, sich diejenigen Faktoren adäquat in den Keimzellen abändern sollen, die bei der Bildung dieses selben Erscheinungsbildes mitwirken. L y s s e n k o und die Sowjetgenetik zieht, ohne Beweise zu liefern, den Schluss, dass generell gleichzeitig mit der vorsätzlichen Lenkung der Entwicklung bestimmter Eigenschaften des Organismus sich diejenigen Gene abändern, die die Entwicklung derselben Eigenschaften bedingen.

Nach dieser Ansicht wäre also ein spezifischer Umwelteinfluss geeignet, eine Individuengemeinschaft in einer, zum mindesten aber, in sehr wenigen Generationen vollkommen den Umweltbedingungen aktiv anzupassen. Vom genetischen Standpunkt gesehen sind die Versuche L y s s e n k o s dürftig. Er behandelte z.B. Winterweizen in einem bestimmten Stadium mit einer spezifischen Methode, und erhielt in der nächsten Generation als gewünschte Eigenschaft Sommerweizen. Dabei schreibt er selbst, dass er eine strenge Auslese durchführte, um aus dem ungeänderten Winterweizen auch weiterhin Sommerweizen zu erhalten. Es ist durchaus jedem Genetiker bekannt, dass wir in der Lage sind, eine Winterruhe durch eine spezifische Beeinflussung - Abänderung der Temperatur und Feuchtigkeit - abzukürzen, bzw. zu ersetzen. Damit

24

wissen wir, dass die erbliche Reaktionsnorm hier weit genug ist, um beide Eigenschaften, Winter- bzw. Sommerform hervorzubringen (vgl. *Primula sinensis rubra*). Wenn aber durch die Behandlung eine dauernde Verschiebung der Amplitude eingetreten sein sollte, so wäre die wahrscheinlichste Erklärung, dass heterogenes Ausgangsmaterial vorlag. Vor allem, weil die Selektion ~~einen Erfolg~~ nur bei einigen und nicht bei allen Sorten zeitigte. Die Möglichkeit einer spezifischen Mutation besteht zwar auch, und wir selbst versuchen mit allen Mitteln diesem Problem beizukommen. Keinesfalls ist aber in seinen Versuchen bewiesen, dass hier die vorsätzliche Beeinflussung die Abänderung des Erbes in einer bestimmten Richtung erzwungen hat.

Eine Durchsicht der einschlägigen neueren sowjetrussischen Literatur deckt ein derartiges Unwissen auf, und es wird in einer solchen demagogischen Weise gegen alles andere als die *L y s s e n - k o s c h e* Erklärung vorgegangen, dass es sich nicht verlohnt, an dieser Stelle weitere Gegenbeweise zu führen. Das darf aber nicht dazu führen, diese Erklärung der vorsätzlichen Änderung der Gene zu bagatellisieren. Es ist auch nicht reiner Lamarkismus, der in der *L y s s e n k o s c h e n* Umerziehung eines Organismus besteht. Wenn *L y s s e n k o* von den Forderungen des Organismus spricht, so meint er damit u.a. auch, dass die verschiedenen Gene verschiedene Forderungen an die Umwelt stellen. Und kein moderner Genetiker leugnet die Möglichkeit einer spezifischen Mutation. Ebenso wie es im Bereich des Möglichen liegt, dass parallel zu bestimmten Veränderungen des Phänotypus erbliche Änderungen auftreten können. Nur sind diese Prozesse 1. selten und 2. vom individuellen Geschehen gesehen Zufallsereignisse. *L y s s e n k o* behauptet dagegen, dass er und seine Schule immer und ausnahmslos diese vorsätzlichen Eigenschaftsänderungen erhält, und dass - seinen eben erwähnten

22

eigenen Angaben widersprechend - das Missverhältnis zwischen dieser Behauptung und der Tatsache, dass nur Ausnahme-Individuen die adäquate erbliche Veränderung zeigen, auf die nicht genügend Erfüllung der Forderungen des Organismus zurückzuführen sei. Ebenso wenig wie ich diesen Gedankensprung verstehe, verstehe ich die Aussage L y s s e n k o s : " Ich kann nur solche Menschen brauchen, die das erreichen, was ich haben will !"

Was L y s s e n k o oder der Bolschewismus will, ist eindeutig. Dass die Genetik aber die Beweise dafür liefern soll, ist absurd. L y s s e n k o selbst stellt oft heraus, dass die Natur keine reinen Linien kennt. Diese erbliche Ungleichheit ist auch für uns eine der wesentlichsten Tatsachen, und sie ist ja, wie ich oben ausführte, ein rassen- und artbildendes Moment. Er wirft der Genetik vor, dass sie alles aus dem 3:1 Verhältnis ^{er}kläre, und das Entstehen erblich neuer Typen durch Kreuzung leugne. Auch hier glaube ich gezeigt zu haben, dass wir unter statistischen Gesetzmässigkeiten prinzipiell verstehen, dass das individuelle Schicksal nicht voraussagbar ist, während in der Gesamtheit aller, den gleichen Bedingungen unterliegenden Abläufen das Zufallsgesetz mit einer absoluten Genauigkeit realisiert wird. Und dass in allen den Fällen, in denen das Merkmal nicht durch ein, sondern durch mehrere Gene bedingt wird, nicht mehr die 3 : 1 Verhältnisse gelten, ist eine Binsenwahrheit. Dass nach einer Kreuzung mischerbiger Eltern neue sich konstant vererbende Formen entstehen, hören die Studenten in der 2. Vererbungsvorlesung. Diese zum Dogma erhobene Aussage, dass durch Kreuzung neue erbliche Typen entstehen, ist für die politische Verwirklichung der Vermischungsthese von eminenter Bedeutung. Durch die dauernde Vermischung glaubt der Bolschewismus schliesslich zu einem neuen ~~Einheitstyp~~ Einheitstyp zu kommen. Dass dadurch aber historisch entwickelte, harmonische Erbsysteme zersplittert werden, und es wieder sehr lange dauern muss, ehe es zu der Neubildung eines harmonischen Systems kommt bzw. dass auf Grund eines Nichtzusammenpassens

überhaupt nicht eine neue, einheitliche Gemeinschaft gebildet werden kann, vergisst der Bolschewismus. Ich will aber diese Dinge nicht weiter ausspinnen. Das Wesentliche liegt auf einer anderen Ebene. Der Bolschewismus braucht die Möglichkeit des Bestehens einer Unerziehbarkeit des Erbes. Und er erreicht das, was er will, durch einfache Methoden. Die letzten russischen Genetiker, die z.B. auf dem Vererbungskongress in Moskau 1939 die Unrichtigkeiten der L y s s e n k o s c h e n Schule nachwiesen, wurden mundtot gemacht. Man muss das Stenogramm des Kongresses mit allen Zwischenrufen gelegen haben, um die Kompromisslogigkeit, mit der die L y s s e n k o s c h e Idee verfolgt wird, zu verstehen. Ein anderer Teil wurde z. B. wenige Wochen vor dem Genetikerkongress in die Partei aufgenommen, und bei dem Kongress hatten diese sich der Parteidisziplin, getreu dem eben geschworenen Eid zu beugen, zum mindesten aber zu schweigen. Oder viel vollziehen von sich aus eine ^{Centered} unverständliche Wandlung, sobald es darauf ankommt, logisch auf den Experimentalergebnissen aufzubauen.

W a w i l o f f sprach von einem Umstellungsprozess einem "Mutationsprozess", der vor allem 1939 stattgefunden habe. Als Ergebnis dieses Prozesses haben viele Sowjetgenetiker den Boden der sachlichen und sauberen Experimentalanalyse verlassen. Und mit bewundernswertem Mut fragt W a w i l o f f die bolschewistische Kongressleitung und L y s s e n k o : "Vielleicht klären Sie uns jetzt hier über die Natur dieser Mutation auf, oder zwingen uns möglicherweise selbst zu mutieren. Zu diesem Zweck hat man uns anscheinend zusammengerufen." Meist wird aber gar nicht der Versuch gemacht, die Ergebnisse experimentell zu prüfen, sondern bar jeder genetischen Kenntnisse schliesst man vom Erscheinungsbild auf das Erbbild, verwechselt Modifikation und Mutation, spricht dem Gen jede konkrete Existenz ab, stellt einen künstlichen Gegensatz zwischen biologischen und statistischen Gesetzmässigkeiten auf, usf.

A. Bräuer

Es wäre eine Sisyphusarbeit, alle diese u.ä. falschen und tendenziösen Behauptungen zu widerlegen. Wie skrupellos verfahren wird, beweist fast jedes Zitat, das sogar unter Anführungsstrichen von den Bolschewisten z.B. aus den deutschen oder englischen Arbeiten in das Russische übersetzt wird. Den nicht-russischen Genetikern werden Sätze und Gedanken unterschoben, die nie von ihnen in ihrer eigenen Sprache formuliert sind, auch nicht in der in dem Zitat angegebenen Arbeit und der angegebenen Seite. Überdies vergisst man methodisch den den eigentlichen Sinn gebenden Nachsatz ~~hin~~ mitzuübersetzen. Ein solches Zitieren aus dem Zusammenhang gerissener Sentenzen, die zudem noch falsch übersetzt werden, glauben die Sowjets sich leisten zu können, weil ein Nichtbolschewist selten russisch spricht, und die allermeisten ausserdem zu harmlos sind, um auch noch die in Anführungsstriche gesetzten Zitate nachzuschlagen.

Die Theorie L y s s e n k o s entkleidete aller Tendenzen, und auf eine einfache Formel gebracht, lautet folgendermaßen: Alle Merkmale des Organismus unterliegen bei seiner entwicklungsgeschichtlichen Entwicklungsprozess Veränderungen. An der Entwicklung des Organismus nehmen nicht nur die Geschlechtszellen, sondern der Organismus und jede Zelle als ganzes Anteil.

Im Entwicklungsprozess verändert sich nicht nur das Erscheinungsbild, sondern auch das Erbbild. Der Mensch kann durch aktive Einmischung und durch das Schaffen bestimmter äusserer Verhältnisse auf die Individuenentwicklung einwirken, und sie lenken.

Soweit könnte man vielleicht zwar über das Ausmaß der Einflussmöglichkeit, über spezifische oder unspezifische Umweltreize u.ä. Fragen diskutieren, man wird immerhin ähnliche Formulierungen von jedem modernen Genetiker hören. Wenn dann aber L y s s e n k o davon spricht, dass das Gen als konkrete Wesenseinheit nicht existiert, und sagt: "Wenn ein Mensch Temperaturstückchen ablehnt, d.h. die Existenz eines spezifischen Temperaturstoffes ablehnt, so soll das noch nicht bedeuten, dass er die Existenz der Temperatur, als einer Eigenschaft des Stoffzustandes bestreitet," so mag dies vielleicht für einen

bolschewistischen Laien geistreich klingen. Der Grund einer ererbten spezifischen Merkmalsbildung ist aber primär niemals der Stoffzustand der Zelle, sondern die Existenz bestimmter konkreter Wesenseinheiten, die wir Gene nennen. Keine Einzelheit der Versuche L y s s e n - k o s rechtfertigt ferner die Annahme, dass das Gen willkürlich beeinflussbar ~~ist~~^{sei}. Da jedoch eine solche Schlussfolgerung in der Sowjetunion erforderlich ist, wird sie pflichtschuldigst gezogen. Wenn L y s s e n - k o durch verspäteten Sommeranbau der Kartoffeln in bestimmten Gebieten mehr Erfolg hatte, als durch den Frühjahrsanbau, so ist das gut und nützlich, hat aber nichts mit einer gerichteten Veränderung des Erbes zu tun.

Typisch ist die Einstellung zu den Arbeiten M i t s c h u r i n s : " Unsere Partei, unser Land, Lenin und Stalin haben die Sache M i t s c h u r i n s unterstützt. Jetzt wird und kann niemand mehr mit Einwendungen gegen die Arbeit M i t s c h u r i n s auftreten" - Und welches sind die angeblichen entscheidenden Tatsachen ? Durch Propfung eines Reises auf eine andere Unterlage wird eine gegenseitige Beeinflussung erzielt. "Ebenso wie bei einer normalen Entwicklung ist auch das Propfreis erziehbar". Und es werden die verschiedensten Chimären erzielt. Dass bei einer vegetativen Fortpflanzung die neuen Formen bestehen bleiben, ist bekannt. In demselben Moment tastet man aber im Dunkeln, wenn nach den Angaben der L y s s e n k o - M i t s c h u r i n ' schen Richtung Veränderungen des Erbes, des Genotypus vorliegen sollten. Es fehlen Zahlenangaben, Testexperimente, Angaben der Methode usf., so dass die Nachprüfungen auf Schwierigkeiten stossen muss. Gegen die exakten genetischen Erklärungsmöglichkeiten werden von den Bolschewisten scharfe Einwände gemacht, wenn sie nicht von vornherein verdammt werden, und es wird auch hier bei den Versuchen M i t s c h u r i n s wieder von der gerichteten Umerziehung des Erbes gesprochen. Auch hier könnte man durch unzählige Gegenüberstellungen beweisen, auf wie schwachen Füßen die Angriffe gegen die

26

Genetik stehen, und dass keine wesentlichen Ergebnisse von den bolschewistischen Genetikern vorliegen, die uns bei der Lösung des Problems der spezifischen Mutation weiterhelfen.

Wenn der Leiter des Kongresses 1939 als ein wesentliches Moment herausstellte: "Der Kommunismus muss alles Wertvolle, das ihm in seiner Arbeit und beim Aufbau hilft, verwerten", so dürfen wir in der Genetik nun nicht den Fehler machen, dass wir alles, was L y s s e n k o, als pars pro toto, sagt, in Bausch und Bogen verdammen, oder als Lamarkismus abtun. Ich glaube, dass die moderne Genetik gegen den Vorwurf des Lamarkismus gefeit ist. Ich behaupte, dass viele Ideen L y s s e n k o s, wie ich oben zeigte, im Einklang mit den modernen Ansichten stehen. Und es wäre für unsere genetische Forschung ein gewaltiger Auftrieb, wenn nur ein geringer Teil der Aufmerksamkeit und Zuwendungen, die die Sowjets der Genetik schenken, auch von uns diesem Gebiete gewidmet werden würde. Entscheidend ist aber, wie der bolschewistische Staat die biologische Forschung beeinflusst. Der Bolschewismus bringt die biologischen Beweise, die er für seine politisch-weltanschaulichen Maßnahmen braucht, in einer Weise bei, die nichts mehr mit Wissenschaft zu tun hat. Ohne Rücksicht darauf, ob das Wissen über die vorhandenen genetischen Erkenntnisse ausreicht, oder ob es überhaupt vorhanden ist, wird das Genehme behauptet, und die experimentellen Gegenbeweise vernachlässigt. Er braucht den schnellen Einfluss des Raumes und der Erziehung für seine These von "dem Sowjetvolk" und "dem Sowjetpatriotismus", infolgedessen muss die sowjetische Genetik die Beweise liefern.

Wir dürfen uns keinesfalls in der Ablehnung der abwegigen bolschewistischen - L y s s e n k o - schen Erklärungen erschöpfen, sondern müssen versuchen, die wertvollen Anregungen anzunehmen, um über den primitiven Mendelismus auch tatsächlich weiter hinaus zu kommen als wir es ohnehin schon sind. Wesentlich ist aber

die Erkenntnis, dass auf Grund unseres Wissens die Genetik für die Idee der kollektiven Masse keine Beweise liefert, und dass jeder Einzelne aus der Kenntnis der Genetik überzeugt sein kann, dass er zwar nur als Glied seiner Gemeinschaft denkbar und deutbar ist, dass er aber als Einzelpersönlichkeit aktiv prägend die Umwelt, und damit wiederum sein Schicksal gestaltet. Wir müssen an die sinnvolle Verwirklichung unseres Seins glauben, obwohl unser Einzelschicksal nur als Wahrscheinlichkeit aus der Erfahrung berechnet werden kann, die mit der Gemeinschaft gemacht wird, in die wir gestellt sind. Und jeder von uns muss wissen, dass so wie wir die Gesetze auf der Suche nach der Wahrheit anwenden, wir das Leben der Gemeinschaft und damit sinnvoll unser eigenes Schicksal gestalten. Es wäre falsch, auf den Ergebnissen irgend eines Wissenschaftszeuges eine Weltanschauung aufzubauen, weil die Summe der Forschungsergebnisse niemals eine Weltanschauung ergibt, da sie, wie jede Idee, den Charakter der Unendlichkeit trägt. Aber die Gesetze der Wirklichkeit müssen in Einklang mit den Voraussetzungen dieser Weltanschauung stehen. Es muss um die biologischen Wurzeln einer Weltanschauung schlecht bestellt sein, wenn ihre Vertreter ihre Zuflucht zu Verdrehungen und physischer Ausschaltung ihrer Gegner nehmen müssen. Und dass der Bolschewismus diesen Weg geht, wenn er die Genetik in der geschilderten Form zur Hilfestellung heranzieht, steht ausser Zweifel. Unsere Aufgabe ist es, nicht mehr nur von den biologischen Wurzeln einer Weltanschauung zu reden, sondern sie auf ihre Widerspruchsfreiheit zu prüfen.

Ich möchte aber mit denselben Worten schliessen, mit denen ich 1942 ein Referat: "Der heutige Stand der Vererbungsforschung" geschlossen habe: "Gerade die letzten Jahre haben gezeigt, wie befruchtend die Genetik auf die Problemstellungen der Biologie, Medizin und

28

Soziologie gewirkt hat ! Aber je mehr das Vererbungsproblem zum allgemeinen Zentralproblem wird, muss der Vererbungs-
forscher selbst sparsam werden in den philosophischen
Schlussfolgerungen, darf er in seinem Denken und Arbeiten
nicht uferlos ausschweifen, sondern er muss weiter den Weg
der fortschreitenden Analyse gehen und da haltmachen, wo
der tragfähige Boden der Tatsachen aufhört".

Georg Gottschewski
Wien, im Oktober 1944

Centered

Paul Krellmann
H-Obersturmführer
Haus Germanien
Politisches Seminar
Abt. Biologie

Hildesheim, 7. Februar 1945
Klosterstr. 8

→ In Hildesheim für Auswertung.
H. H. Schlusatz

Kr./N.

An
H-Sturmbannführer
Dr. Lothar Stengel- v. Rutkowski

Prag XIX
Marakstr. 5

Krellmann

Eckstein

Gause

Rohle u. Lohde

→ v. R. ...

Te. Dr. Br. ...

Sehr geehrter Sturmbannführer!

H-Sturmbannführer Dr. Greite hat mir Ihren Brief vom 12. 1. 45 zum Lesen gegeben. Was Sie darin schreiben hat mich aus verschiedenen Gründen sehr interessiert, worüber ich allerdings eher persönlich mit Ihnen gesprochen hätte.

Zunächst hätte ich eine Bitte an Sie und ich bitte Sie, mir diese recht bald beantworten zu wollen. Sie nennen als augenblicklichen Chef des Rassenamtes H-Obersturmbannführer Dongus. Soviel ich weiß war das vorher H-Obersturmbannführer Erwin Klinger, mit dem ich befreundet bin. Wegen verschiedener Angelegenheiten habe ich mit ihm korrespondiert. U. a. habe ich ihm zu seinem persönlichen und dienstlichen Gebrauch die von mir bearbeitete und entworfene geheime Unterrichtsmappe "H- und Polizeiwesen" zugesandt. Den von ihm zu unterschreibenden roten Empfangsschein für diese Mappe habe ich bisher nicht erhalten obwohl etwa 8 - 10 Wochen vergangen sind. Auch eine Annahmung blieb bisher unbeantwortet. Außerdem habe ich nochmals offiziell an das Rassenamt selbst geschrieben und bin auch von dort bisher ohne jede Nachricht. Aus Ihrem Schreiben entnahm ich, daß also Klinger nicht mehr Chef des Rassenamtes ist.

Ich möchte dann noch auf einige Stellen Ihres Briefes an Dr. Greite eingehen. Sehr interessiert hat mich Ihre Mitteilung über das Verhalten einiger Dienststellen des Amtes Rosenberg. Mit Recht regen Sie an, daß die mit rassistischen Dingen sich beschäftigenden Dienststellen der H näher aneinander rücken und miteinander Fühlung aufnehmen sollten. Ich glaube aber, daß die Dinge schwieriger liegen als im allgemeinen angenommen wird. Ich könnte hierzu einiges sagen. Da ich schon in den verschiedensten H-Dienststellen auf diesem Gebiet gearbeitet habe (ich selbst bin Volksbiologe). Ich war lange Zeit Verbindungsführer beim RSHA, habe im Schulungsamt des H-Hauptamtes gearbeitet, war über ein Jahr Lehrer für weltanschauliche Erziehung an der H-Junkerschule Tölz, habe früher im Sippenamt des RuS gearbeitet usw. Im Reichsbund für Biologie war ich der Reichsgeschäftsführer. Das meiste, was hier zu den Auffassungen der einzelnen Dienststellen zu sagen wäre, dürfte eigentlich nur als eine mehr vertrauliche Information erfolgen. Dazu wäre ich an sich durchaus bereit. Ich bitte, auch diese Bemerkung, die ich hier mache, als für Sie persönlich bestimmt aufzufassen. Eine verantwortliche Stelle innerhalb des Schulungsamtes für die Ausrichtung der rassistischen Veröffentlichungen gibt es allerdings nicht. Es könnte allerdings sein, daß sich jemand darüber eine Führung anmaßt. Eine maßgebende Person ist ohne Zweifel für das Schulungsamt der H-Obersturmbannführer Dr. Eckstein, den Sie vielleicht von seinen Veröffentlichungen "Rassenleib und Rassenseele" und "Die Sprache der menschlichen Leibeserscheinung" kennen. Er selbst ist Herespsychologe bis zu

seiner Überstellung zur Waffen-SS gewesen. Auch hierzu wäre einiges zu sagen, was aber besser bei einer persönlichen Aussprache erfolgte. Der für die evtl. Schulung für Biologie oberste Verantwortliche ist höchstens ein SS-Hauptsturmführer Gaese. Ich glaube ein Historiker. Für die Schulung an den Junkerschulen in dieser Beziehung gibt es bisher keine verantwortliche Stelle. Als ehemaliger Lehrer an der SS-Junkerschule Tölz bin ich vor etwa einem Jahr vom Schulungsamt damit beauftragt worden, Lehrplan und Unterlagen für ein neues vom Reichsführer-SS befohlenes Lehrfach an den SS-Junkerschulen "SS und Polizeiwesen" zu erstellen und auszuarbeiten. Die Mappe liegt in ihren Grundzügen fertig gedruckt vor und wird bereits an den Junkerschulen benutzt. Idee, Plan, Ausführung usw. stammen von mir. Für diese Mappe hat mir seinerzeit auch SS-Obersturmbannführer Klinger einen Beitrag zur Verfügung gestellt. In diesem Unterricht wird nicht nur das Grundsätzliche über das Wesen und die Haltung der SS sowie über den tieferen Sinn der besonderen Organisation der SS und die Aufgaben der einzelnen Dienststellen gebracht, sondern dieser Unterricht und diese Mappe sollen auch die grundsätzlichen Stellungnahmen der SS zu ganz bestimmten politischen, weltanschaulichen und auch, sofern politisch-weltanschauliche von besonderem Interesse sind, wissenschaftlichen Fragen enthalten. Vielleicht schauen Sie sich einmal diese Mappe an (wie gesagt, sie stellt zunächst nur einen Anfang dar, sie müßte also weiter ausgebaut werden und ein 2. Band ist von mir bereits geplant). Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie von sich aus, von Ihrem Standpunkt aus weitere Vorschläge zur Ausgestaltung dieser Mappe machen könnten. Deshalb schreibe ich eigentlich auch in der Hauptsache an Sie und deshalb hat mir auch Dr. Greite Ihr Schreiben zum Lesen gegeben. Es wäre also zu begrüßen, wenn Sie gelegentlich einmal nach Hildesheim kommen könnten.

Für ein nicht vom Schulungsamt (das muß notwendigerweise ausdrücklich betont werden!), sondern von den SS-Junkerschulen vorgeschlagenes und geplantes Handbuch für den weltanschaulichen Unterricht habe ich ein Kapitel über die lebensgesetzlichen Grundlagen der nationalsozialistischen Weltanschauung geschrieben. Wir wollten seinerzeit von Tölz an eine ganz bestimmte und klare Linie in den weltanschaulichen und politischen Unterricht an den SS-Schulen bringen. So etwas hat es nämlich bis dahin nicht gegeben (und gibt es übrigens auch heute noch nicht). Dieser Gedanke ist vom Amt für Führerausbildung im SS-Führungshauptamt, ich möchte sagen, fast mit einer gewissen Begeisterung aufgenommen worden. Zuständig für Durchführung und Druck dieser Aufgaben war aber das SS-Hauptamt. Dort sind diese Arbeiten im Schulungsamt leider stecken geblieben. Wie ich erfahren habe, sind die Manuskripte sogar jetzt verloren gegangen. Auf der anderen Seite besteht auch heute noch bei den Junkerschulen größtes Interesse daran. Ich habe selbst von dem Verantwortlichen für die Schulung an der Schule Tölz, SS-Sturmbannführer Ritterkreuzträger Rühle von Lilienstern, eine offizielle Anfrage erhalten, ob ich mein Manuskript für diesen Unterricht in Tölz zur Verfügung stellen könnte bzw. ob ein solches Handbuch nicht bald herauskommen könnte. Ich habe deshalb nochmals beim Schulungsamt einen Vorstoß unternommen. Das OKW hat sich seinerzeit für unser Manuskript sehr interessiert und uns RM 70 000.-- dafür angeboten. Wir sind damals darauf nicht eingegangen, weil wir dieses Manuskript der SS erhalten wollten. Ich bitte auch diese Information lediglich als für Sie bestimmt aufzufassen.

Wie Sie sehen, liegt also das Feld noch vollkommen brach und es liegt nur m. E. daran, daß nunmehr von verschiedenen Seiten energisch an dieses Problem herangegangen und endlich eine klare Linie der Auffassung der SS gebracht wird. Wir in Hildesheim wollen uns jedenfalls sehr dafür einsetzen. Ich glaube, daß das auch nicht so schwierig sein wird. Und ich nehme an, daß zu einem großen Teil die Führung irgendwie bei uns liegen wird.

Mit besten Grüßen und

Heil Hitler!

W. Schulz
SS-Oberstf.

Überreicht vom Verfasser

Sonderabdruck aus dem Bericht der 52. Tagung der Deutschen Gesellschaft
für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Speyer 1934.

Anthropologisches Referat

Zur Rassenkunde der Kelten

von Prof. Dr. O. Reche Leipzig.

Centered

Buch- und Kunstdruckerei A. F. Jensen, Kiel, Holstenstraße 43.

| |
|---|
| Rasse- und Siedlungshauptamt-// Bücherei des Rassenamtes Nr. 635. |
|---|

32

Wir schneiden mit dem Keltenproblem eine alte Streitfrage an; schon eine erhebliche Zahl von Forschern hat sie zu beantworten gesucht, aber fast jeder ist zu einer anderen Antwort gekommen; fast alle in Europa vorhandenen Rassen sind schon von irgend jemanden einmal für die Kelten in Anspruch genommen worden. Die Ursache für dieses Durcheinander der Meinungen liegt vor allem darin, daß die meisten Forscher von der gerade ihnen bekannten Gegend ausgingen und die auf ihrem Sondergebiet gefundenen Dinge zu verallgemeinern suchten; wer z. B. in den keltischen Gräbern hauptsächlich Langköpfe fand, hielt die Kelten für eine ausgesprochen langköpfige Rasse, und wer meist kurze oder runde Schädel fand, verteidigte die Behauptung, daß die Kelten durch solche Kopfformen charakterisiert seien. Ein weiterer Fehler bestand darin, daß man schon Schlüsse zu ziehen versuchte, als man noch ein für weitgehende Folgerungen viel zu geringes Material zur Verfügung hatte. Drittens glaubte so mancher Vertreter einer Sonderwissenschaft von dieser allein her die Lösung des Rätsels versuchen zu können, ohne die Ergebnisse anderer Wissenszweige dabei zu Rate zu ziehen. Ein solches Vorgehen hat sich als unmöglich herausgestellt; es bleibt zur Lösung der Keltenfrage nur ein einziger gangbarer Weg, nämlich daß man alle zuverlässigen Quellen auszuschöpfen sucht. Dieser Gedanke ist an sich natürlich nicht neu, derartige Versuche einer Zusammenschau eines größeren Materiales sind auch schon gemacht worden; aber die bisherigen Versuche sind meiner Meinung nach doch unzureichend gewesen und haben daher bisher auch nicht vermocht, alle Forscher von der Richtigkeit der Ergebnisse zu überzeugen. So kommt es, daß auch heute noch über die rassische Zugehörigkeit der Kelten keine einheitliche Meinung vorhanden ist.

Centered

Ich will nun versuchen, in einer zwar kurzen aber doch alles Wichtige erfassenden Zusammenschau zu einem befriedigenden Ergebnis zu kommen. Die Quellen, die uns hierfür zur Verfügung stehen, sind sehr verschiedener Art und stammen aus einer ganzen Anzahl von Wissensgebieten. Da ist zunächst natürlich wichtig das Ergebnis der Erforschung der keltischen Sprachen; zweitens die Vorgeschichtsforschung, also die Untersuchung des stofflichen Kulturbesitzes der Kelten, drittens natürlich die Berichte der alten griechischen und römischen Geschichtsschreiber und Geographen, aus den Zeiten, da das Keltentum noch in voller Blüte stand. Aus jenen Zeiten stammen auch Plastiken, die uns eine greifbare Vorstellung von dem Aeußeren und damit von der Rassezugehörigkeit der Kelten geben können. Endlich ist natürlich auszuwerten das aus den Gräbern jener Zeiten stammende Skelettmaterial, und in gewissem Grade kann man auch aus der Untersuchung der wenigen heutzutage noch keltisch sprechenden Gruppen, allerdings mit der nötigen Vorsicht, Rückschlüsse auf die Rasse der alten Kelten ziehen.

Beginnen wir mit den Ergebnissen der keltischen Sprachforschung: Wir erfahren da zur Beantwortung unserer Frage nach der Rasse der Kelten zunächst zwar nichts Entscheidendes und unbedingt Überzeugendes, aber immerhin wichtige Tatsachen, die gewisse Fingerzeige geben, die sich in anderem Zusammenhange auswerten lassen und geeignet sind, das Gesamtergebnis unserer Untersuchung zu stützen. Wir erfahren vor allem, daß die keltischen Sprachen zur großen indogermanischen Sprachfamilie gehören, deren westlichste Gruppe sie bilden, und zweitens erfahren wir, daß die Verwandtschaft mit den alt-italischen Sprachen so auffallend eng ist, daß man unbedingt auch an eine nahe Verwandtschaft der beiden Völker denken muß, die also wohl von gleichen Vorfahren, von einem gemeinsamen Urvolk abstammen könnten. Wir wissen damit natürlich an sich noch nichts Sicheres über die Rassenzugehörigkeit der beiden Völker, denn sie

können ja erstens beide verschiedene fremde Elemente in sich aufgenommen haben; außerdem könnte ja das eine Volk einer anderen Rasse angehört und nur die Sprache vom Nachbarn übernommen haben. Aber so viel läßt sich hier doch sagen, daß die Schöpfer der gemeinsamen Ursprache Menschen einer bestimmten Rasse oder eines bestimmten Rassengemisches gewesen sein müssen. Denn jede Sprache ist ein Produkt der körperlichen Ausstattung und der seelischen Haltung einer bestimmten Rasse oder Rassenmischung.

Eine weitere Hilfe gibt uns die Sprachforschung durch die Auswertung der alten Stammes-, Personen- und Ortsnamen und durch deren Zuordnung zu dieser oder jener Sprache. Wir gewinnen dadurch z. B. Anhaltspunkte, in welchen Gebieten keltisch sprechende Menschen gewohnt haben und welches die ungefähren Siedlungsgrenzen gegen anderssprechende Nachbarn waren. Allerdings ist hier noch vieles ungeklärt: erstens wissen wir bei vielen Namen nicht, ob sie uns in der richtigen Form überliefert und nicht u. U. durch ein anders sprechendes Volk entstellt sind — es gibt z. B. manchen germanischen Namen, den wir nur in der Aussprache der Kelten oder Römer kennen (man denke nur an den Namen Arminius) — und zweitens wird so mancher Name auch auf einem Irrtum oder einer falschen Auskunft beruhen. Wir können daher auf Grund der Sprachforschung allein heute noch nicht mit Sicherheit die Grenze zwischen Kelten und Germanen in den verschiedenen Zeiten angeben. Gerade im westrheinischen Gebiet sind uns manche Völkernamen überliefert, bei denen wir heute noch nicht sicher wissen, ob sie Kelten oder Germanen waren. Vermutlich hat es eine scharfe Grenze überhaupt nicht gegeben. Denn es kommt hinzu, daß Germanen stellenweise schon in sehr früher Zeit weit in keltisches Gebiet vorgedrungen und dort später keltisiert worden sind. So wissen wir mit Sicherheit — auch Caesar berichtet es bereits — daß mindestens ein sehr großer Teil der Belgen germanischer Abstammung war; daß die Aduatuker von dort sesshaft gewordenen Cimbern abstammten. Von den Treverern (also den Bewohnern des heutigen Gebietes von Trier) berichtet Tacitus, daß sie auf ihre germanische Abstammung stolz gewesen seien, und Neckel-Berlin betont neuerdings wieder ihr Germanentum. Schon in alter Zeit sind aber auch Germanen, Leute vom Stamme der Chauken, nach Irland sogar gekommen, und die Oretani Germani im alten Spanien werden jetzt wohl allgemein von der Sprachforschung als ein versprengter Germanenstamm angesehen. Mit den germanischen Treverern sollen nun nach Jerome die Galater den gleichen Dialekt gehabt haben; also mindestens ein Teil dieses Volkes, das in kühnen Kriegszügen über den Balkan bis nach Kleinasien gelangte und dort das mächtige Galaterreich gründete, scheint germanisch gesprochen zu haben. Auch aus anderen Gründen nimmt man an, daß die Galater aus dem linksrheinischen Bezirk kamen, und der Umstand, daß zwei ihrer Herzöge, Leonarius und Lutarius, ganz offenbar latinisierte germanische Namen (Leonhard und Lothar) trugen, spricht mindestens nicht gegen die Annahme ihrer germanischen Abstammung. Andere Führernamen der Galater allerdings sehen wieder ausgesprochen keltisch aus, und so scheint der Eroberungszug der Galater von einigen miteinander vereinten germanischen und keltischen Gruppen durchgeführt worden zu sein.

Die Sprachforschung läßt also noch so manche Frage offen.

Welche für uns verwertbare Ergebnisse hat nun die Vorgeschichtsforschung gezeitigt? Es hat sich ergeben, daß schon am Ende der Steinzeit in dem Gebiet, das von Ostfrankreich, dem Mittelrhein und der oberen Donau bis weit nach Mitteldeutschland hinein und bis nach Böhmen reichte, eine bezüglich ihres Kulturbesitzes verhältnismäßig einheitliche Bevölkerung wohnte; sie bestattete ihre Toten in Hügeln. Seit etwa 2500 vor Chr. hat sich diese Bevölkerungsgruppe offenbar ziemlich ungestört entwickelt. Welchem Volkstum können wir sie zurechnen? Da sich etwa 2000 vor Chr. die ersten Italiker von ihr abtrennten, um nach Italien zu ziehen, werden wir diese alte Bevölkerung in dem erwähnten Raum als Ur-Italo-Kelten anzusehen haben. Das eigentliche Keltentum kann sich aber erst entwickelt haben, nachdem die letzten Italiker-Wellen nach Süden gezogen waren, also nach-

dem etwa 1500 vor Chr. die Latiner und etwa 1100 vor Chr. die Sabeller das nördlich der Alpen gelegene Gebiet verlassen hatten. Das eigentliche Keltentum kann daher erst etwa vom Jahre 1100 vor Chr. an bestehen, gewissermaßen als in der Heimat verbliebener Rest, und seine Sitze liegen zwischen Ostfrankreich und Böhmen, quer durch Süddeutschland.

Die Vorgeschichtsforschung nimmt aber weiter an, daß dieses Keltengebiet etwa 1100 vor Chr. durch einen gewaltigen kriegerischen Vorstoß betroffen worden ist, der aus dem Alpengebiet kam und sehr weit nach Norden und Westen reichte. Man bezeichnet diese Eroberer als „Urnenfelderleute“, weil sie ihre Toten verbrannten und deren Asche in Urnen beisetzen, während die Einheimischen, wie erwähnt, die Toten in Hügeln begruben. Wichtig ist, daß diese Urnenfelderleute aus dem Süden starke Elemente der besonders in Norditalien entwickelten Villanova-Kultur mitgebracht haben, also nach dort enge Beziehungen gehabt haben müssen. Erst aus dieser Kulturmischung entstand dann die für das Keltentum so charakteristische eisenzeitliche La-Tène-Kultur.

Der eigentliche örtliche Ursprung der Urnenfelderleute ist übrigens bisher noch nicht geklärt. Ich halte es für wahrscheinlich, daß sie nichts anderes sind, als ein Teil der „verbrennenden Italiker“, also eines indogermanischen Stammes, der, wie vorhin schon erwähnt, sich etwa 2000 vor Chr. vom gemeinsamen Ur-Italo-Keltentum abgetrennt und in Norditalien niedergelassen hatte. Dort entwickelten sie die Villanova-Kultur. Auch sie verbrannten ihre Toten und setzten die Asche in Urnen bei. Für die von mir aufgestellte Theorie von einem engen Zusammenhang der „Urnenfelderleute“ mit den „Verbrennenden Italikern“ sprechen also hauptsächlich drei Umstände: erstens, daß beide Gruppen die damals in Europa noch ziemlich seltene Sitte der Leichenverbrennung hatten, und zweitens, daß die Urnenfelderleute gerade Elemente der von diesen Italikern entwickelten Villanova-Kultur mitbrachten. Drittens spricht für meine Auffassung aber noch ein sprachwissenschaftlicher Grund, nämlich die schon erwähnte sehr nahe Verwandtschaft des Keltischen mit dem Altitalischen; R. Much z. B. schreibt über diese enge Verwandtschaft, beide stünden sich „so nahe, daß man ernstlich daran denken könnte, ob das Italische nicht etwa ein erst durch die örtliche Trennung differenzierter Ableger des Keltischen sei.“

Hier möchte ich gleich noch eine zweite Theorie anschließen: Nämlich, daß erst durch die Eroberung des einstigen Ur-Italo-keltischen Gebietes durch die Urnenfelderleute diese Länder sprachlich und machtpolitisch stärker homogenisiert worden sind. Ich fasse also die Urnenfelderleute als die eigentlichen Schöpfer und Verbreiter der keltischen Sprache auf, die so enge Beziehungen zum Altitalischen zeigt. Allerdings werden diese Urnenfelderleute in dem Gebiet Sprachen vorgefunden haben, die erstens natürlich ebenfalls indogermanisch, zweitens aber ihrer eigenen Sprache auch nahe verwandt waren, denn die gesamte Italikergruppe war ja erst vor einigen Jahrhunderten aus diesem Gebiet ausgewandert. Die Urnenfelderleute fanden hier also rassische und sprachliche Verwandte vor.

Die keltische La-Tène-Zeit hat etwa um 500 vor Chr. begonnen. Die keltische Macht war inzwischen sehr stark gewachsen, und die Bevölkerung hatte offenbar sehr erheblich zugenommen; sie begann jetzt die Grenzen zu sprengen und sich zunächst über die Nachbarländer auszubreiten. Hinzu kam der immer stärker werdende Druck seitens der Germanen, die ebenfalls Platz brauchten und die Kelten an vielen Stellen aus ihren ursprünglichen Sitzen drängten, sich vielfach auch zwischen die Kelten schoben. So stoßen bereits etwa 600 vor Chr. keltische Stämme vom Rhein quer durch Gallien bis nach Spanien vor, in das Gebiet, in dem sich dann die Keltiberer finden; und nach 550 v. Chr. kommt dann fast das gesamte Keltentum in Bewegung und verläßt zumeist die Heimat: es beginnt die gewaltige keltische Völkerwanderung. Jetzt dehnt sich das Keltentum allmählich über fast ganz Gallien aus und dringt bis zur Küste des Atlantischen Ozeans vor, von wo es (vielleicht unter dem Druck der Belgen) schon im 4. Jahrhundert seine ersten Wellen nach Großbritannien hinüberschickt. Um 400 v. Chr. brechen

gallische Stämme nach Oberitalien ein und machen es zur „Gallia cisalpina“; von dort aus wurde bekanntlich im Jahre 387 auch Rom von den Galliern erobert. 284—178 erfolgte der großartige Eroberungszug der Galater, der zur Eroberung ganz Thraziens und Mazedoniens und zur Gründung des kleinasiatischen Galaterreiches führte. Und so besaßen die Kelten schließlich große Teil von Großbritannien, fast ganz Frankreich, das mittlere Rheingebiet, die Schweiz, ganz Süddeutschland, Böhmen, Norditalien und reichten bis hinunter in die Balkanhalbinsel und nach Kleinasien. Diese ungeheure Ausbreitung wird nicht nur durch die Geschichte, sondern ebenso auch durch die vorgeschichtlichen Funde bewiesen, also durch die Ausbreitung der La-Tène-Kultur.

Für unsere Frage nach der Rasse der Kelten gewinnen wir durch diese Forschungen folgende Gesichtspunkte: erstens müssen die Kelten, mindestens eine sehr breite Führungsschicht, einer ungeheuer aktiven Rasse angehört haben, einer Rasse mit großer weit ausgreifender Unternehmungslust und hohem Wagemut. Zweitens können wir aus der langen ziemlich ungestörten Entwicklung des Ur-Italo-Kelten-Gebietes von der Steinzeit bis zum Beginn der Eisenzeit (also bis zum Einfall der Urnenfelderleute) schließen, daß in der Bewohnerschaft dieses Gebietes all die Bevölkerungselemente noch enthalten sind, die wir in der Bronzezeit und am Ende der Steinzeit schon hier finden. Die Urnenfelderleute haben diese Bevölkerung nicht ausgerottet, sondern wohl nur in den Zustand der Hörigkeit hinabgedrückt. Denn eine Zeitlang finden sich die Gräber der Urnenfelderleute friedlich neben den Hügelgräbern der Vorbewohner, und schließlich geben die Urnenfelderleute sogar ihre Totenverbrennung auf und nehmen die Sitte der Leichenbestattung von der Vorbewölkerung selber an. Die Leichenbestattung wird dann sogar für lange Zeit für die Kelten charakteristisch, und durch sie unterscheiden sich dann die Gräber der Kelten von denen der Germanen, die ihrerseits zur Verbrennung übergegangen waren und die Leichenverbrennung bis zur Einführung des Christentums beibehielten. Sekundär übernahmen dann übrigens in der Spätzeit manche Kelten die Sitte der Verbrennung von den Germanen.

Diese Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung stimmen gut zu den Berichten der alten Geschichtsschreiber und Geographen, soweit diese zuverlässig sind. Die alten Schriftsteller berichten uns von dem Vordringen der Kelten nach den erwähnten Ländern; wichtiger für uns sind aber ihre Berichte über das körperliche Aussehen der Kelten und über ihre geistig-seelischen Rasseigenschaften. Die alten Schriftsteller schildern die Kelten der alten Zeit, der Zeit der weit ausgreifenden keltischen Eroberungszüge, zumeist anders, als die Kelten der Spätzeit; in der Zwischenzeit haben sich offenbar im Keltentum der meisten Länder rassische Veränderungen vollzogen. Aus der Erobererzeit werden uns die Kelten überall, wo sie auftauchen, durchaus einheitlich beschrieben: als kräftige, hochgewachsene, weißhäutige, blondhaarige und helläugige Menschen von ungeheurem Tatendrang und hervorragenden kriegerischen Fähigkeiten und Tugenden. So heißt es z. B. bei Diodor: „Die Gallier sind von hohem Wuchs; ihr Fleisch ist von Säften strotzend und die Hautfarbe weiß; das Haar ist . . . von Natur blond“ und „Die Frauen der Gallier stehen nicht nur in der Leibesgröße den Männern nicht nach, sondern sie nehmen es auch in der Stärke mit ihnen auf. Die Kinder haben unmittelbar nach der Geburt weiße Haare, wenn sie aber älter werden, nimmt das Haar die Farbe an, die ihre Väter haben“. Diodor erwähnt mehrfach Mut und Wildheit der Kelten als allgemein bekannt; „sie sind von furchterregendem Anblick, ihre Stimme weittonend und überaus rau. In Gesprächen machen sie nicht viele Worte . . . sie drohen gern und drücken sich hochfahrend und tragisch gespreizt aus. Dabei besitzen sie einen scharfen Verstand.“ Man wird unwillkürlich an die Schilderungen der alten Germanen erinnert. Und Livius schreibt von den kleinasiatischen Galatern, sie hätten „hochgewachsene Leiber, langes und rötliches Haar“ und schildert reichlich ausführlich, wie die weißen Leiber der verwundeten Galater durch das dunkle Blut besudelt wurden. Livius rühmt dann ausdrücklich die Heldentat der Gattin eines Galater-

fürsten, die die gewaltsame Verletzung ihrer Ehre und Keuschheit durch einen römischen Centurio trotz größter Schwierigkeiten durch den Tod des Römers zu rächen mußte. Auch die Gallier, die Rom eroberten, werden als hochgewachsene, weißhäutige und blonde nordrassische Recken geschildert. In der ersten Zeit vermochten daher die Griechen und Römer Germanen und Gallier äußerlich nicht zu unterscheiden. Nach diesen Zeugnissen waren also die Kelten der Frühzeit ohne Zweifel Menschen Nordischer Rasse.

In späterer Zeit ändert sich allmählich das Bild; die in den meisten eroberten Ländern offenbar wenig zahlreiche Schicht der herrschenden keltischen Eroberer verfiel der Rassenmischung mit den Unterworfenen, und so fand schon Caesar in Gallien (abgesehen von dem hauptsächlich germanisch besiedelten Gebiet der Belgen) unter den Kelten nur noch verhältnismäßig wenige Menschen mit nordischem Äußeren und nordischer seelischer Haltung; sonst wäre ihm auch kaum die Eroberung Galliens gelungen. Und aus der keltischen Spätzeit wird uns immer wieder berichtet, daß die durch Rassenmischung mit der dunklen Vorbevölkerung der eroberten Länder selbst dunkelhaarig gewordenen Kelten oft genug Blondierungsmittel anwandten; so erwähnt der Dichter Martial, daß die Gallier des Südens ein Blondfärbemittel „spuma batava“ verwendeten. Diodor berichtet, daß die Gallier das Haar mit Kalkwasser befeuchteten und dadurch blichen, und bei einem Triumphzug des Kaisers Caligula mußten sich die Gallier, die gefangene Germanen vortäuschen sollten, ihr Haar ebenfalls blond färben, waren also von Natur dunkelhaarig. Auch von den kleinasiatischen Galatern berichtet Livius, sie hätten sich schließlich durch Blutmischung mit der einheimischen Bevölkerung zu „Galotogräken“ verwandelt und damit ihre kriegerische Tüchtigkeit verloren. Es hat sich also offenbar bei sehr vielen keltischen Völkern ein starker „Entnordungsvorgang“ abgespielt.

Wichtig für unser Problem ist auch die Untersuchung der aus dem Altertum erhalten gebliebenen figürlichen Darstellungen von Kelten. Wir können da zwei Gruppen unterscheiden: Darstellungen aus dem griechisch-römischen Kulturkreis und aus den Gallierländern selbst; nur die ersteren zeigen offenbar eine so große Porträtähnlichkeit und Individualisierung, daß sie für rassenkundliche Zwecke verwertbar sind. Bei ihrer Betrachtung ergibt sich, daß die Mehrzahl der verwertbaren Gestalten durchaus nordischen Körperbau, nordische Proportionen zeigt, wie es z. B. die bei Bienkowski abgebildeten Gestalten deutlich erkennen lassen *). Und hierzu paßt auch der Gesichtsschnitt und der Bau des Kopfes der meisten Figuren **): es sind entweder ganz ausgesprochen nordische Formen oder zeigen wenigstens ein überwiegend nordisches Gepräge, und das, obgleich sie zu einem erheblichen Teil aus ziemlich späten Zeiten stammen. Daneben gibt es auch Köpfe, die deutliche fremdrassige Einschläge aufweisen, Einschläge ostischer und dinarischer Elemente ***). Das Gesamtergebnis der Prüfung der figürlichen Darstellungen von Kelten ist also ein starkes Vorwiegen Nordischer Rasse — z. T. auch noch in der Spätzeit — aber Vorhandensein auch fremder Einschläge, also eine Übereinstimmung mit den Berichten der alten Schriftsteller.

Betrachten wir endlich das aus den vorgeschichtlichen Gräbern zur Untersuchung gekommene Skelettmaterial, so ergibt sich zunächst dadurch eine gewisse Schwierigkeit, daß manches von diesem Material bezüglich des vorgeschichtlichen Alters unsicher und das meiste nach heute veralteten und ungenügenden anthropologischen Methoden veröffentlicht ist. Immerhin ist so viel vorhanden — und zwar aus verschiedenen keltischen Ländern —, daß man ausreichende Schlußfolgerungen ziehen kann.

*) vergl. Bienkowski: Die Darstellung der Gallier in der hellenistischen Kunst. Wien 1908. S. 37, Fig. 50.

***) vergl. H. F. K. Günther: Rassenkunde Europas, S. 241, Abb. 350—352.

***) vergl. Bienkowski, a. a. O., S. 41, Fig. 54.

Bezüglich der Rasse der „Urnenfelderleute“ können wir leider direkt nichts aussagen, da sie eben ihre Toten verbrannten und die Asche bisher keine exakten Untersuchungen ermöglichte. Aber man kann indirekte Schlüsse ziehen. Zunächst einmal halte ich es für eine völlig unbegründete Hypothese, daß man diese Leute kurzerhand als Angehörige der „alpinen“ Rasse, also der Ostischen Rasse bezeichnet hat; im Grunde wohl nur deshalb, weil sie offenbar aus dem Gebiet der Alpen gekommen sind; und das, obgleich man genau weiß, daß in den Alpen seit uralten Zeiten auch langköpfige Gruppen sesshaft waren und daß besonders das Kupfer offenbar von einer langköpfigen Bevölkerung in die Alpen gebracht worden ist. Zudem weiß man ja noch garnicht einmal sicher, ob die Heimat der Urnenfelderleute wirklich in den Alpen lag, oder ob sie über die Alpen gekommen sind. Ich nehme, wie gesagt, an, daß die Urnenfelderleute ursprünglich Angehörige oder wenigstens nächste Verwandte der Gruppe der „Verbrennenden Italiiker“ waren, also ebenfalls Angehörige der Indogermanischen Gruppe nordischer Rasse. Aber auch aus einem anderen Grunde ist es sehr unwahrscheinlich, daß wir es bei den Urnenfelderleuten mit Angehörigen der Ostischen Rasse zu tun haben; bei den geistig-seelischen Eigenschaften dieser Rasse, bei dem Fehlen kriegerischen Ausdehnungsdranges ist es schwer vorstellbar, daß eine ostische Bevölkerung es fertig gebracht haben sollte, gerade ein so kriegerisches Volk wie die Kelten — und noch dazu in deren eigenem Lande — kriegerisch zu unterwerfen. Die Urnenfelderleute müssen vielmehr ebenfalls nordische Menschen gewesen sein, die dann wohl die Führung des gesamten Keltentumes übernahmen, soweit nicht germanische Stämme zu Führern wurden. Nur bei dieser Annahme der Zugehörigkeit zur Nordischen Rasse ergibt sich auch eine Übereinstimmung mit den Berichten der Alten, die die Kelten nicht etwa als kleinwüchsige dunkel-farbige Menschen schildern, nicht als ostische, sondern als nordische Menschen.

Besser sind wir mit den Hügelgräbern dran, die unverbrannte Skelette bergen und uns nicht nur über die Anthropologie der bronzezeitlichen Vorbevölkerung des Ur-Italokelten-Gebietes, sondern auch über die späteren eigentlichen Kelten Auskunft geben; die Vorbevölkerung ist von den Kelten nicht ausgerottet worden, sondern ist allmählich im Keltentum aufgegangen. In diesen Hügelgräbern finden wir in der älteren Bronzezeit besonders Süddeutschlands vorwiegend den nordischen Langkopf, wie ihn z. B. die Frau von Auvernier (Abb. 3) aufweist, also von einem Fundort der Schweiz. Unter den Schädeln von Allensbach (bei Konstanz) finden sich neben nordischen Schädeln auch bereits Mischformen (Abb. 1). Der nordische Typ wiegt in der Bronzezeit (besonders im Anfang) vor, wird dann aber allmählich immer mehr von Mischformen mit rundköpfigen Elementen verdrängt. In Hallstatt- und La-Tène-Zeit ist die Zahl der nordischen Langköpfe — offenbar durch neue Einwanderung — wieder viel größer; als Beispiel diene ein Schädel aus dem oberen Rhonetal (Abb. 2); es dürfte sich hier um einen Helvetier, also wohl einen Kelten handeln. Auch zur Römerzeit haben wir eine große Zahl von Langköpfen, wie z. B. beim Funde von Rheinzabern; aber wir können von den meisten nicht mit Sicherheit angeben, ob sie Kelten oder hier bereits ansässig gewordene Germanen sind. Während all dieser Perioden kommen aber auch, wenn auch seltener, Rundschädel und Mischformen in den Gräbern vor. Die nordischen Schädel lassen sich übrigens nicht von denen der späteren germanischen „Reihengräber“ unterscheiden, also von dem Typus, den Rüttimeyer als „Hohberg-Typus“ bezeichnet hatte (Abb. 4).

Gehen wir nach den in Frankreich von den Kelten eroberten Gebieten, so haben wir dort — und zwar besonders in den zuerst eroberten Landstrichen in Ostfrankreich, im Becken der Marne, in der Côte d'Or und der Franche-Comté, aus der keltischen Eisenzeit fast ausschließlich Skelette des schlanken, hochgewachsenen langköpfigen Reihengräbertypus, also Nordischer Rasse. Schon Hamy ist das aufgefallen und er schreibt: „der Vergleich wird die Übereinstimmung zeigen zwischen der Rasse unserer ersten Gallier und der der anderen Barbaren (gemeint sind die germanischen Erobererscharen), die einander während einer

langen Reihe von Jahrhunderten bis zum Beginn des Mittelalters gefolgt sind“. Aber untermischt sind auch hier gelegentlich einige Rundköpfe und Mischformen. Der Längenbreiten-Index der in Frankreich gefundenen keltischen Schädel Nordischer Rasse zeigt oft überraschend niedrige Werte.

Da die nach Großbritannien gekommenen Kelten aus Nordfrankreich — also aus den eben erwähnten Gebieten — stammten, ist zu erwarten, daß auch die britischen Kelten den gleichen Nordischen Typus aufwiesen. In der Tat tritt hier im 4. Jahrhundert v. Chr. mit dem eindringenden La-Tène-Stil eine langköpfige, hochgewachsene, schlanke Bevölkerung auf, die ebenfalls zur Nordischen Rasse gehört; als Beispiel diene der in Abb. 5 wiedergegebene Schädel auf der linken Seite der Abbildung; daß auch andere Formen gelegentlich zur gleichen Zeit vorkommen, zeigt die Abbildung rechts; vielleicht handelt es sich um einen Angehörigen der Vorbevölkerung, die seit der Bronzezeit mindestens neben langköpfigen auch rundköpfige Elemente aufwies. Interessanterweise gibt es zur gleichen Zeit in England auch Brandgräber, die den nach dort hinübergegangenen germanischen Belgen zugeschrieben werden.

Fassen wir zusammen: Die Sprachforschung hat uns gezeigt, daß die keltischen Sprachen zur indogermanischen Gruppe gehören und den altitalischen Sprachen ganz besonders nahe stehen.

Wir haben aus dieser Tatsache den Schluß gezogen, daß Italiker und Kelten aus gemeinsamer Wurzel entstanden sein dürften, also ursprünglich der gleichen Nordischen Rasse angehört haben werden. Pokorny, der bekannte Keltist, steht auf dem gleichen Standpunkt, wenn er schreibt: „Die von den Kelten unterworfenen kleine dunkelhaarige Bevölkerung als Kelten zu bezeichnen, wie das manche Anthropologen tun, ist genau derselbe Unfug, als wollte man die Neger Jamaikas Engländer nennen. Nur die Schöpfer der keltischen Sprache haben auf diesen Namen Anspruch.“ Pokorny hält also ebenfalls unter Würdigung auch der Ergebnisse der anderen beteiligten Wissenschaften nur Angehörige der Nordischen Rasse für die Schöpfer der keltischen Sprache und damit für die eigentlichen Kelten. Weiter hat die Sprachforschung darauf hingewiesen, daß schon sehr früh an recht vielen Orten Germanen sich zwischen Kelten niedergelassen haben — besonders zu beiden Ufern des Rheines — daß manche von ihnen allmählich im Keltentum aufgingen und daß sich möglicherweise gerade unter den Erobererscharen (besonders der Galater) ebenfalls Germanen befanden und auf diese Weise schon sehr früh in weit entlegene Gegenden (Irland, Spanien, Kleinasien) kamen. Es ist also nicht möglich, mit Sicherheit überall Germanen und Gallier voneinander zu trennen, weder mit rein sprachlichen Mitteln, noch auf kulturellem oder rassischem Gebiet.

Die Vorgeschichtsforschung hat ergeben, daß es in dem großen Gebiet zwischen Ostfrankreich, Mitteldeutschland, Böhmen und den Alpen zunächst zur Bildung eines gemeinsamen Ur-Italokeltentumes gekommen ist und — nach Abzug der Italiker, aber möglicherweise unter sekundärem Einfluß von Italikern (Urnenfelderleute) — zur Bildung des eigentlichen Keltentumes im gleichen Raume und zwar etwa von 1100 v. Chr. an. Eingeschmolzen wurden dabei die vorhandenen Bestände an Urbevölkerung.

Die alten Schriftsteller berichten, daß zur Zeit des ersten Auftretens erobernder Kelten diese den Germanen körperlich und geistig-seelisch durchaus gleichen und von diesen nicht zu unterscheiden gewesen seien, daß sie also der gleichen Nordischen Rasse (wohl unter Einbeziehung der „Fälischen“ Variante) angehört haben. Die alten Schriftsteller erwähnen auch, daß sich schon früh Germanen im Keltengebiet niedergelassen haben. Die späteren Gallier dagegen haben sich mit der unterworfenen Bevölkerung vermischt und sind dadurch entnordet worden.

Die figürlichen Darstellungen zeigen, daß bei den abgebildeten Kelten die Nordische Rasse überwiegt, daß aber auch andere Typen vorkommen.

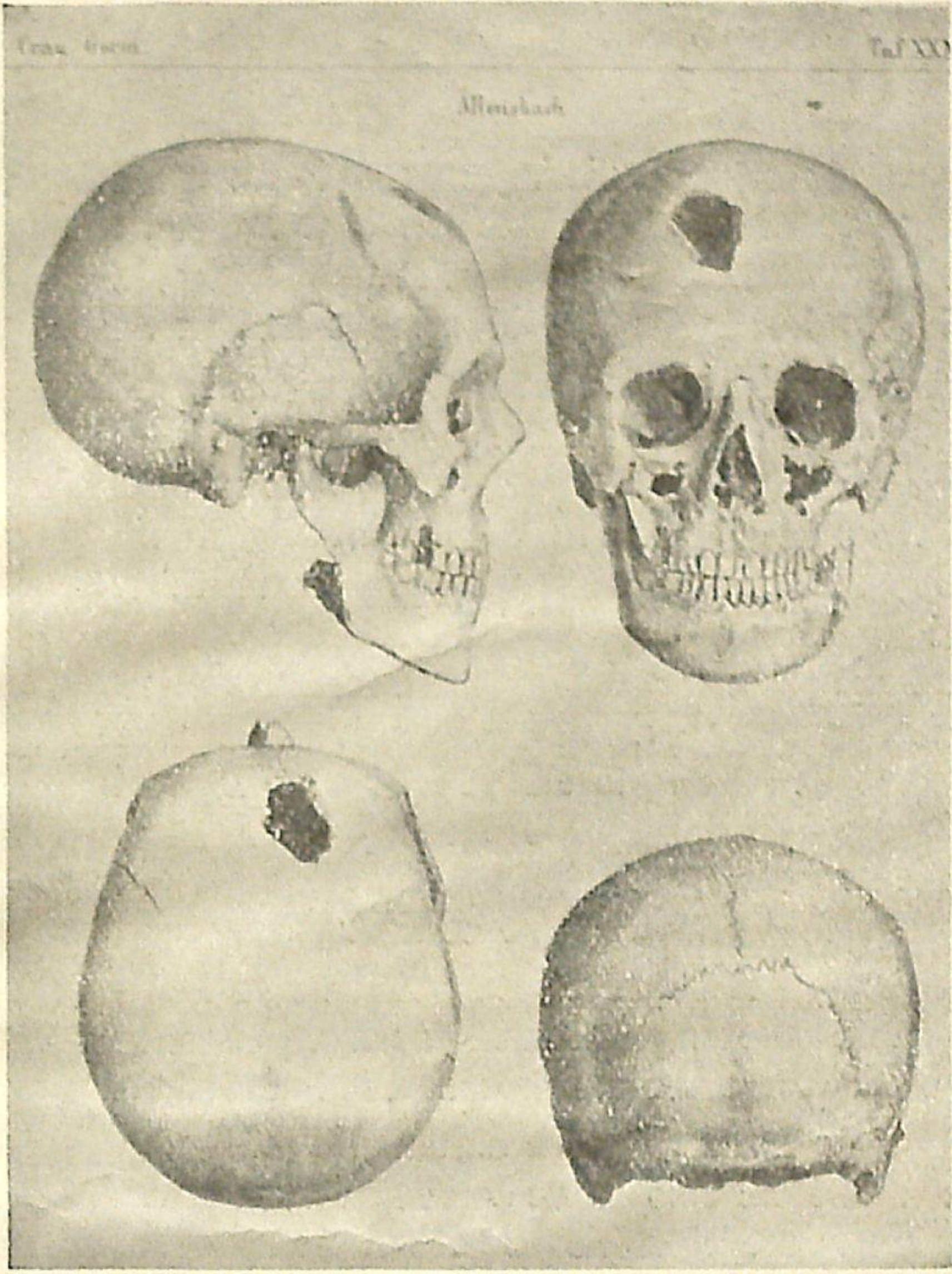
Die Skelettfunde endlich haben ergeben, daß sowohl im Heimatraum des Keltentumes wie in den eroberten Gebieten die Nordische Rasse überwog, daß aber in den Gräbern auch kurz- und rundköpfige Menschen vorkommen und zwar in größerer Anzahl, als man nach den Berichten der alten Schriftsteller annehmen konnte, die die Kelten der alten Zeit als viel einheitlicher nordisch schildern.

Hier scheint ein gewisser Widerspruch vorhanden zu sein zwischen den schriftlichen Quellen und den Gräberfunden. Dieser Widerspruch scheint mir aber leicht zu erklären zu sein, wenn man die sozialen Verhältnisse der damaligen Zeiten berücksichtigt: nur die blutsverwandte, herrschende, erobernd eingedrungene Schicht galt als die eigentlichen Volksgenossen, die Unterworfenen dagegen waren Sklaven und Hörige ohne Bürgerrechte. Die Auffassung, daß nur der Blutsverwandte Volksgenosse sein kann, ist uns heutzutage ja wieder durchaus verständlich. Auch dem Römer fiel es natürlich garnicht ein, etwa seine aus allen Weltgegenden zusammengeholten Sklaven als „Römer“ anzusehen; und so beschrieb er natürlich als „Kelten“ auch nur die eigentlichen Kelten, also die keltischen Frei- und Adelsbauern, und übersah sozusagen all das fremdrassige Volk von Sklaven und Hörigen, was sich auch im keltischen Raum fand und gelegentlich auch in die sorgfältigen Bestattungen der eigentlichen freien Kelten Aufnahme fand. Je mehr in späteren Zeiten die herrschende reinrassige Schicht, also die eigentlichen Kelten, durch die vielen Kriege abnahm und je mehr sie sich mit den fremdrassigen Elementen vermischte, um so häufiger werden in der Spätzeit auch in den sorgfältig angelegten Gräbern der Volksgenossen die fremden Typen, und desto klarer sprechen auch die schriftlichen Berichte von der Entordnung der Kelten.

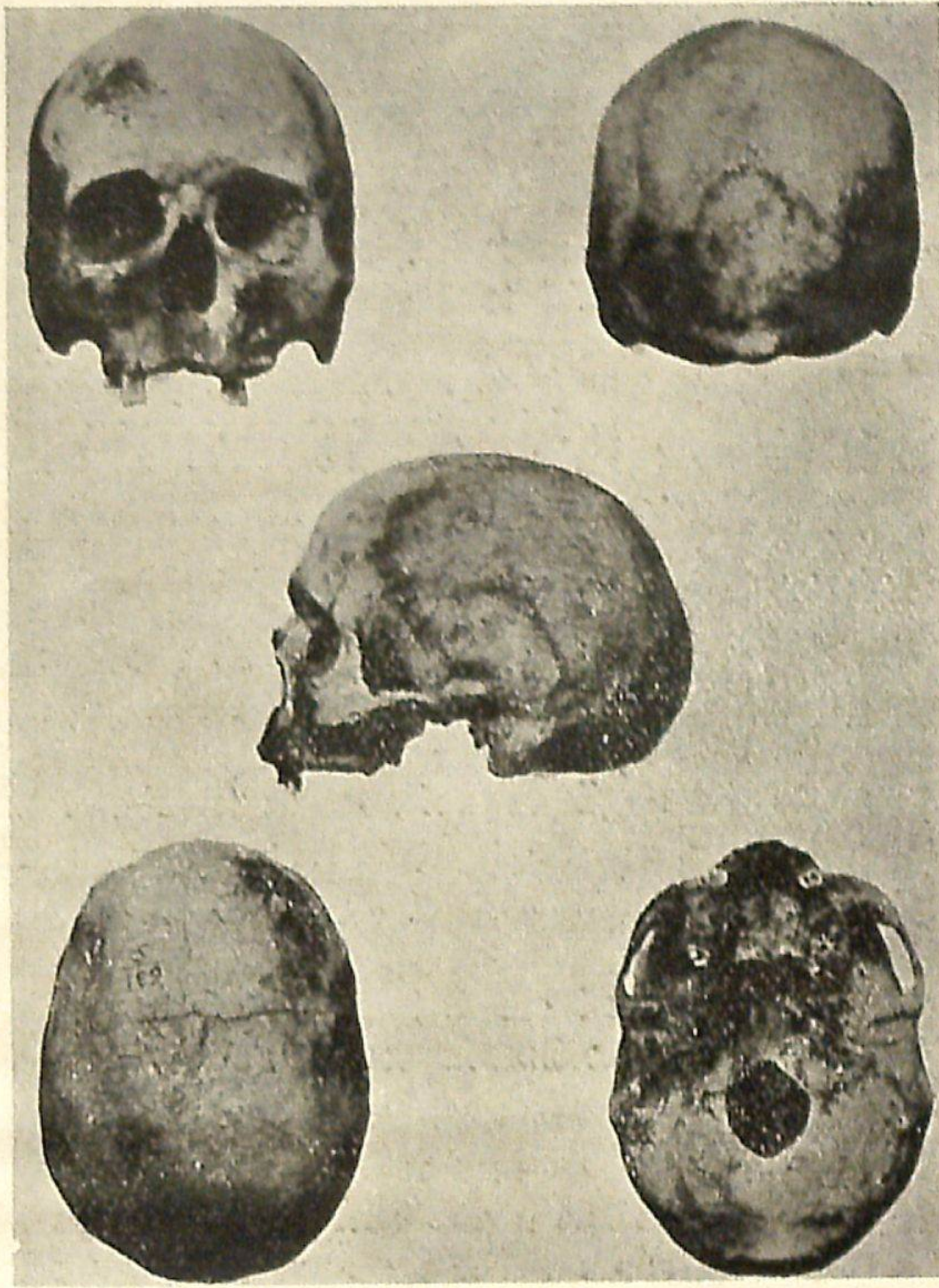
Jedenfalls können wir jetzt auf die Frage nach der Rassezugehörigkeit der Kelten — wenn wir alle Gesichtspunkte berücksichtigen — antworten: der Standpunkt Pokornys, daß man nur den Menschen die Bezeichnung „Kelten“ zubilligen darf, die die keltische Sprache geschaffen haben — und ebenso die keltische Kultur und die keltischen staatlichen Organisationen, wie ich hinzufüge — ist richtig; Kelten waren nur die geistig und politisch führende Schicht, also nicht die andersrassigen dunkel gefärbten Unterworfenen. Und diese wirklichen und eigentlichen Kelten, die ursprünglichen Volksgenossen, gehörten, wie übereinstimmend die Berichte der Alten und die Untersuchung der Skelette und der figürlichen Darstellungen ergaben, der Nordischen Rasse an, also der gleichen groß- und schlankgewachsenen, hellhäutigen, blonden und helläugigen Rasse, wie die Germanen, von denen sie in der Frühzeit nicht zu unterscheiden sind, weder in ihren körperlichen, noch in ihren geistig-seelischen Rasseigenschaften.

Das eigentliche Keltentum war den Germanen also garnichts Fremdes, diese Kelten waren rassisch unsere nächsten Verwandten und zudem auch stark mit eigentlichen Germanen durchmischt; was rassefremd war, das waren nur die fremden Hörigen. Es ist also durchaus falsch, aus dem Vorhandensein einer dunkleren oder einer kurzköpfigen Bevölkerung in einem Gebiet den Schluß zu ziehen, daß hier „keltische“ Reste säßen. Und was die politische Seite anlangt, so ist es im Grunde völlig gleichgültig, ob dieses oder jenes Gebiet in alten Zeiten, vor 2000 Jahren und mehr, von Kelten oder von Germanen besiedelt war: es befand sich im Besitz der nächsten Blutsverwandten, im Besitz der Nordischen Rasse. Es ist daher auch unmöglich, aus der Tatsache, daß irgendein Gebiet sich einmal im Besitz der Kelten befand, heutzutage politische Forderungen zu konstruieren. Forderungen könnte höchstens die keltische Heimat — also das geschilderte Gebiet zwischen Ostfrankreich, Mitteldeutschland, Böhmen und den Alpen — stellen — falls dort heute noch Kelten wohnten, die ja ihre alte Heimat längst an Germanen abgetreten haben. Es ist aber völlig unsinnig, etwa die Forderung zu stellen, daß eines der von den Kelten einst eroberten Kolonialgebiete — etwa Norditalien oder Frankreich — irgendwelche Anrechte auf son-

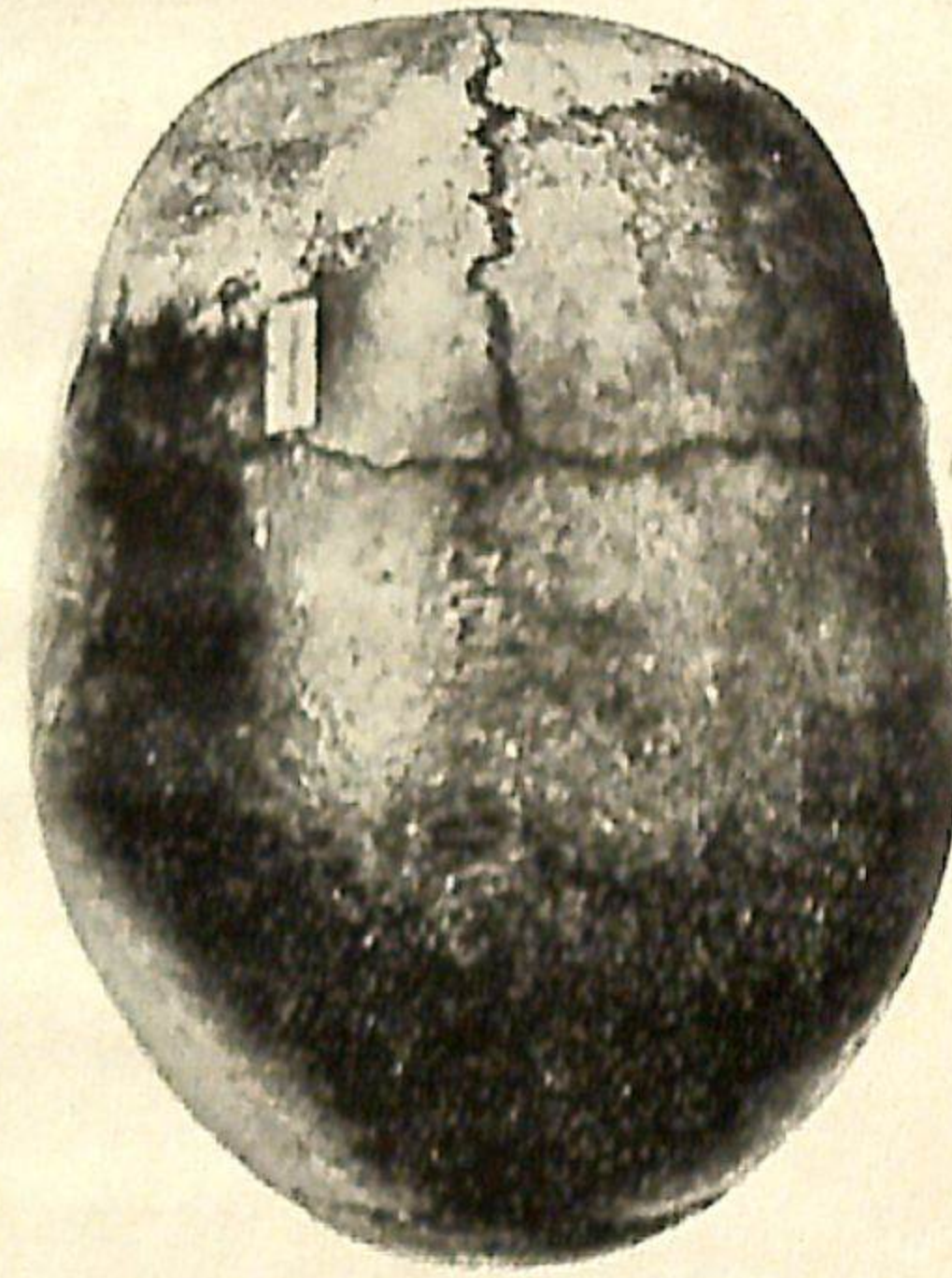
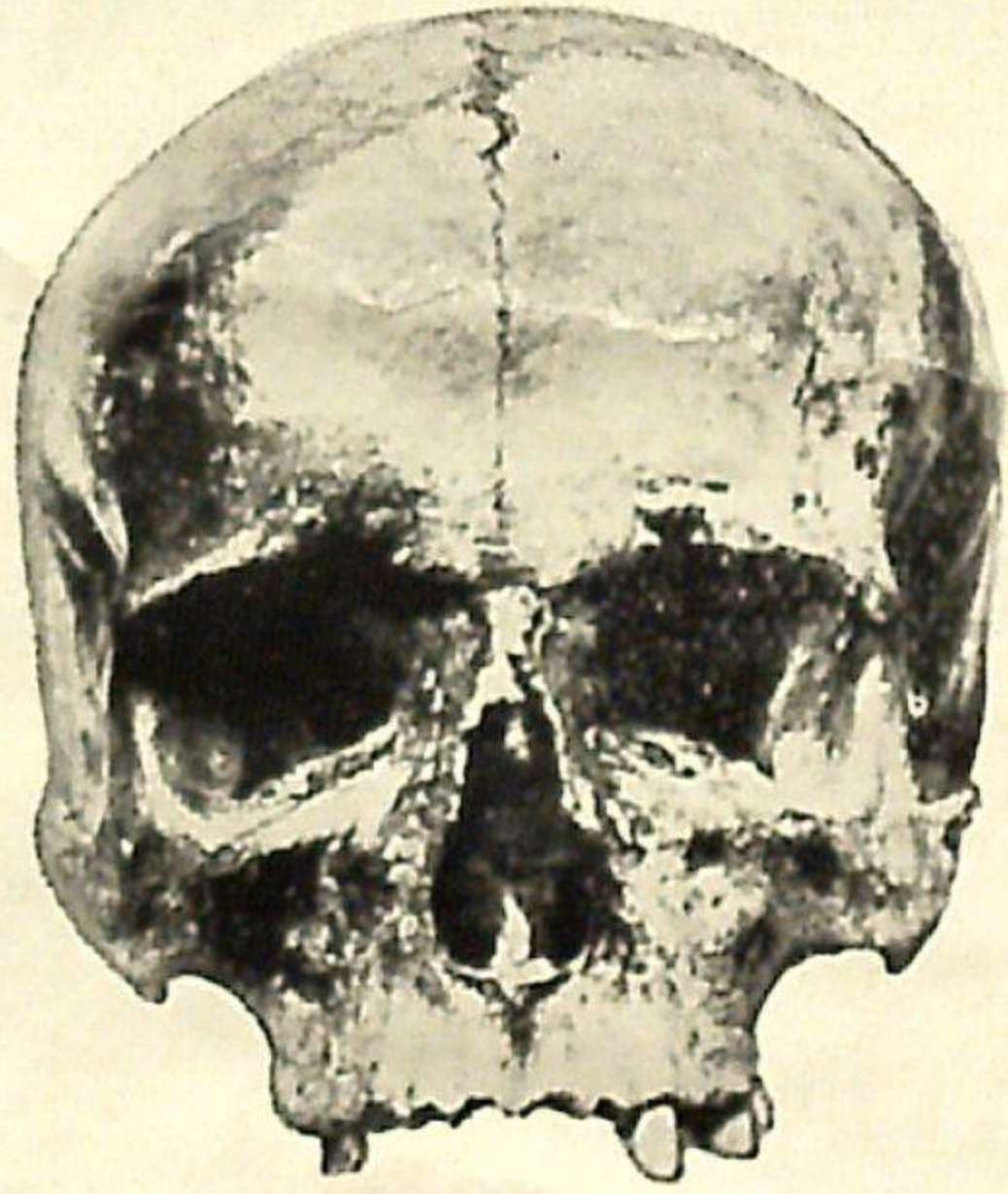
40



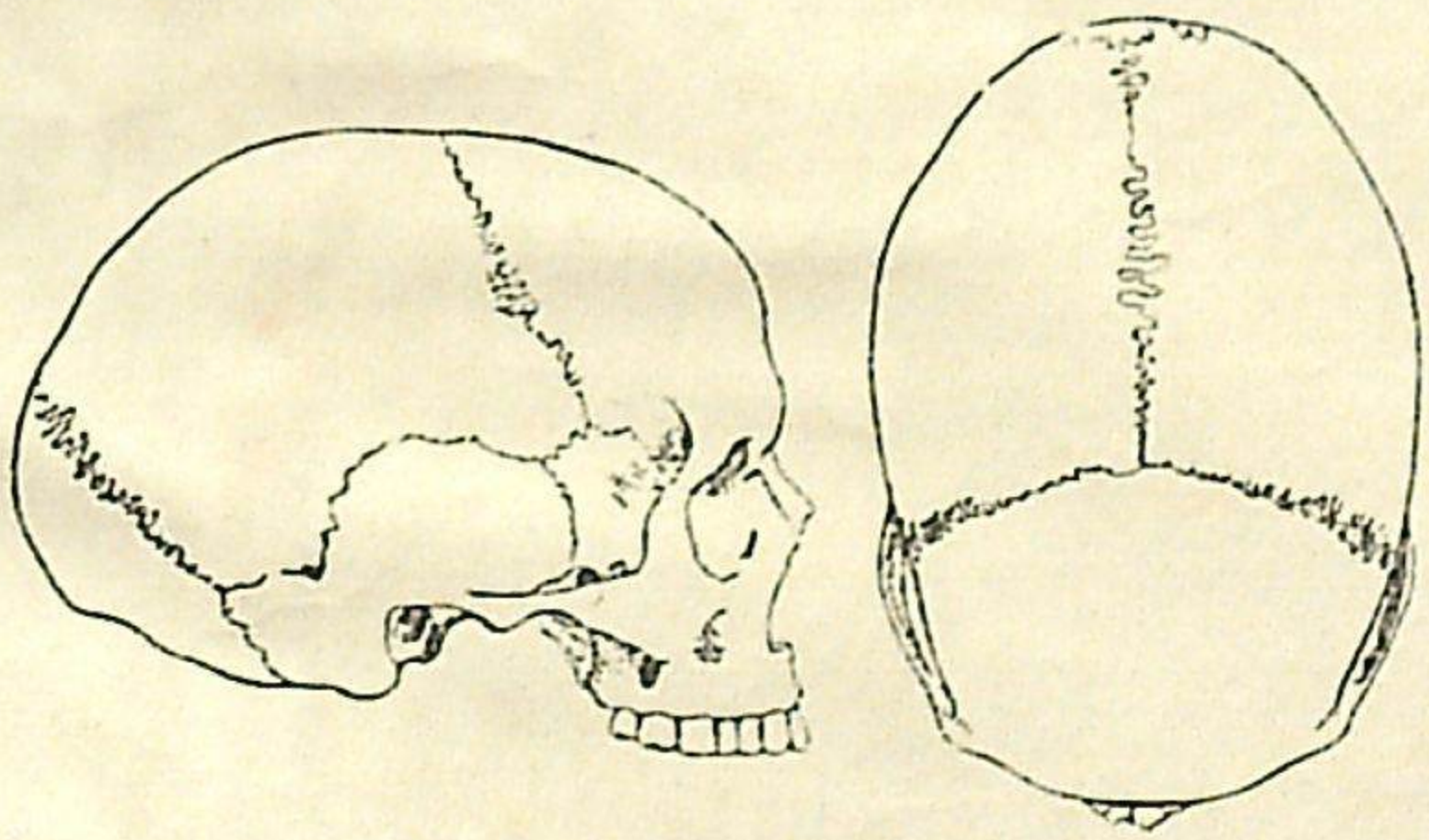
1



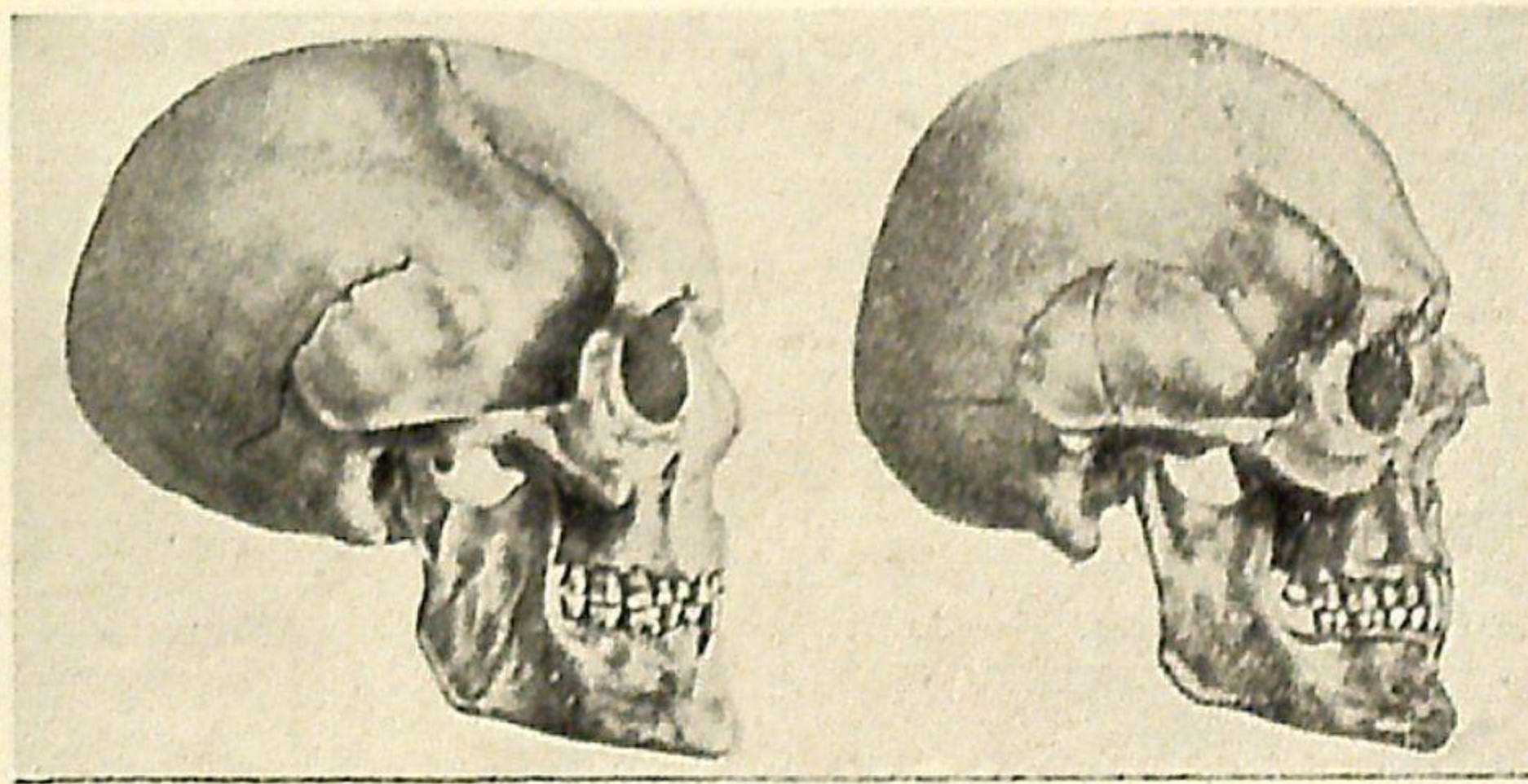
2



3



4



5

41

stige vor langen Zeiten einst keltische Gebiete hätte. Erstens hat eine Kolonie mit ihrer hauptsächlich fremdrassigen Bevölkerung niemals ein Recht auf die Heimat der die Kolonie beherrschenden Rasse, und zweitens gibt es ja auch in diesen Kolonialgebieten (z. B. Frankreich) auch schon längst keine Kelten mehr: die dünne dort einst erobernd eingedrungene keltische Herrschicht ist seit vielen Jahrhunderten ausgestorben oder in der Rassenmischung untergegangen; übrig geblieben ist eine ziemlich durchmischte Urbevölkerung, die weder sprachlich noch kulturell oder rassisch als „Kelten“ angesehen werden kann und mit bestem Willen keinerlei Ansprüche an Gebiete stellen kann, die ihre einstigen Herren besaßen. Also mit dem „Keltenproblem“ sind für Frankreich — das sei hier angesichts des Saarkampfes ausdrücklich hervorgehoben — wirklich keine politischen Geschäfte zu machen; ganz abgesehen davon, daß die Bevölkerung des Saargebietes aus Nachkommen germanischer Stämme besteht.

Wie ungeheuer ähnlich übrigens das ursprünglich nordrassische echte Keltentum auch geistig-seelisch dem Germanentum war, dafür nur ein Beispiel: der heldische Geist dieser reinen Kelten kommt besonders deutlich in einer Antwort zutage, die ein Galaterherzog dem Feinde gab: „wir fürchten höchstens den Einsturz des Himmels“, ein Wort, das den gleichen Sinn hat wie das bekannte Bismarckwort „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt“.

Erklärungen der Abbildungen.

- Abb. 1. Bronzezeitlicher Schädel von Allenbach. Mischform (nach Ecker, *Crania Germaniae occident.* Taf. 33).
- Abb. 2. Männlicher Schädel aus dem oberen Rhônetal. (Nach Pittard *Les crânes valaisans de la vallée du Rhône.* In *Mem. de l'Inst. nat. Genevois* 1906—1910 Tl. XVI.)
- Abb. 3. Schädel einer in bronzezeitlicher Station Auvernier gefundenen Frau. (Nach Studer und Bannwerth, *Crania Helvetica antiqua.* Taf. 66, 67, 68.)
- Abb. 4. Zwei Schädel nach Günther, *Rassenkunde Europas*, S. 243.
- Abb. 5. Hohberg-Typus (nach Rütimeyer, *Crania Helvetica*, Reihengräber).

R u S

Centered

43

et our house

Centered

44